

Abschied.

Meine Position an der Grenze wurde zuletzt persönlich und „postalisches“ unhaltbar. Auch war meine öftere Abwesenheit dem Vorwärtskommen meines kleinen Geschäftes nicht zuträglich. Über die Grenze durfte ich nimmer, und gerade meine Kundschaft war größtenteils in Konstanz. Darunter waren durch verwandtschaftliche Beziehungen eine Anzahl Beamte, die es mit der Angst bekamen und wegblieben.

Die Wege und Beziehungen waren auch jetzt schon etwas gefestigt; so gab ich mein Geschäft auf und siedelte im Januar 1882 nach Zürich über.

In der Krone zu Kreuzlingen gaben mir die Freunde vor meinem Weggang eine Abschiedsfeier. An diesem Abend kam ein unbekannter Gast auf mich zu und meinte: „Wie ich aus den Reden höre, sind Sie Herr B. Nun, denken Sie, wegen meiner Ähnlichkeit mit Ihnen bin ich in Konstanz schon dreimal von der Straße weg verhaftet worden. Das drittemal, letzten Donnerstag, wurde ich dann der Schuhmannschaft vorgestellt, damit sie sich merken sollte, daß ich nicht der B. bin.“

Der Mann, ein Schneider, nahm diese Verwechslungen mit Humor auf. Er erzählte noch am Abend, daß auf der Hollstätte in Friedrichshafen meine Photographie friedlich neben der des Hans Most hänge. Lange wurde nach meinem Bilde gefahndet, bis eines in Rheineck im Kanton Saint Gallen, wo ich vor Jahren als Werkführer tätig war, gefunden wurde.

Als ich mich in Kreuzlingen beim Gemeindeammann abmeldete, lobte er zu meiner Überraschung: „Wenn nur all Dittschy so ehrlich und aufschändig von hier wegzog, täten wie Sie!“

In der Zimmerwerkstatt.

Bei der Übersiedlung nach Zürich standen mir die Freunde dort treu zur Seite. Frau Motteler war für ein geeignetes Lokal zum Wetterbetrieb meines Geschäftes besorgt, ebenso um für mich die nötige Kundschaft zu finden.

Der „Sozialdemokrat“ war damals arm und arbeitete mit Defizit. Das Los des Postmeisters war spärlich. Meine Zeit war geteilt, ich arbeitete einmal in meiner Werkstatt und dann auf dem „Postamt“. Für den „äußeren Dienst“ konnte ich nicht mehr viel tun, um so mehr vertiefte ich mich jetzt in die „Technik“ des inneren Betriebs. Und das war eine mannigfaltige Sache. Da war die kleine Post der Briefabonnenten. Diese hatte Frau Motteler in ihre besondere Obhut genommen. Für die Verschiedenartigkeit der Form sowie der Handschrift sorgte sie stets. Keinen der zuverlässigen Gäste

und Besucher entließ sie, bevor er nicht einen Stoß Ruverts mit Adressen beschrieben hatte. Aber auch für das leibliche Wohlergehen der Freunde aus dem Reiche war die „Tante“ bemüht. Selten stand ihr Gastzimmer leer, und war der Gast ein Abgeordneter, so war sie sehr zufrieden. Waren viele Gäste da, dann wurden in der Nachbarschaft Zelte aufgeschlagen. Jede Woche einmal war das Blatt an die Grenze zu bringen. Dazwischen liefen noch Sendungen von Büchern, Broschüren und Flugblättern. Derossi und später Joos mußten die für die verschiedenen Orte bestimmten Sachen in die geeignete Paketform bringen. Die Umhüllung des Ganzen aber hatte Motteler zu geben. Das erforderte ein eigenes Studium, für die Sendungen jedesmal ein anderes Aussehen zu erfinden. Motteler fügte, sägte und hämmerte Kisten in allen Formen und Größen zusammen. War ihm dann diese „Zimmermannsarbeit“ gelungen, so hatte er seine helle Freude daran. Auch ich half ihm dabei und zerstückte und hämmerte hinfert Kisten für die gute Sache.

Vom Konspirieren.

In Morschach waren Schiffsleute für uns tätig, die Genossen Zippel und Scherzer, in Schaffhausen Genosse Vogler, in Basel der Genosse Gutschmann, dann die Brüder Heuberger, Karl Gerst und später Daniel Mehlner (von Motteler der Kompetenzknopf genannt), Pinkert und Choring. Auch Karl Moor, zu dieser Zeit Nebatteur, und Adolf Braun, damals Studiosus in Basel, nahmen sich der Sache an. In manchen Städten und aus vielen Orten bot sich uns Hilfe.

Besucher aus dem Reiche wurden von Motteler ohne Gnade in den Dienst genommen, und reich „bepanzert“ zogen sie der Heimat zu. Es geschah, daß auch später im Reiche selbst eine Anzahl Auflagen des „Sozialdemokrat“ und Broschüren gedruckt wurden. Das Wie und Wo mag auch heute noch Geheimnis bleiben.

Neben unserer Feldpost mußten wir in dieser Zeit den russischen und polnischen Genossen oft Unterstützungsarbeit leisten. In Genf und Paris wurden ihre Propagandaschriften gedruckt, die über die deutsche und russische Grenze zu schwärzen waren. Im Ausland aber war es den Leuten schwer, Verbindungen zu finden. Wir griffen gern tätig mit ein und erlebten dabei manchmal komische Augenblicke; denn diese „gewiegten Konspiratoren“, so nannten sie sich gewöhnlich selbst, waren überzeugt, uns unbeholfenen Deutschen eine Ehre zu erweisen, indem sie unsere Hilfe in Anspruch nahmen. Bei solchen Expeditionen zeigten ihre Frauen Energie und Ausdauer.

Im Frühjahr 1882 brachte eine russische Genossin eine schwere Ladung mit aus Genf. Damit suchte sie bei uns Rat und Hilfe.

Der Postmeister verwies sie an unseren Posten in Basel. Bald kam von dort die telegraphische Bitte um persönliche Unterstützung. Drei Stunden danach erwartete mich die Dame am Bahnhof und erzählte mir, sie habe zu den Leuten kein Vertrauen, da sie bei Beratung des Operationsplanes in Streit geraten seien. Ich riet ihr, diesen zu sagen, sie reise ab und lasse die Sache bei Schaffhausen besorgen.

Die Ware wurde in ein anderes Hotel verbracht. Ins Vertrauen zog ich den zuverlässigen Genossen Gutschmann. Dieser war mit seinen Freunden gleich bereit, und wir halfen alle zusammen. Die Russin war unermüdlich. Nachts 1 Uhr war alles bei unserem Vertrauten in Günnigen geborgen.

Dort begann das Einpacken. Wir hatten Hunger und Durst, da gab die Dame unserem Manne ein Fränkchenstück, um etwas zu holen. Dieser brachte das Geldstück wieder, weil in so später Nacht nichts mehr zu bekommen war. Die Dame war sehr erstaunt, ihr Geld wiederzusehen, und sie meinte: „Das hätte ich auf der russischen Grenze nicht mehr erhalten.“ Dann erzählte sie, mit welchen Gaunern sie es dort allemal zu tun hätten.

Als wir fertig waren, legte sich die Dame hungrig und müde in die Ecke des Zimmers auf die Diele, die mit Packpapier gepolstert war, und ich suchte die andere Ecke auf. Morgens um 6 Uhr waren wir auf dem Wege nach Straßburg und Offenburg. Unsere Ware machte die gleiche Reise. Die Dame rauchte ununterbrochen Zigaretten; als ich ihr aber sagte, daß das bei unserer Exkursion zu auffällig wäre, warf sie den letzten Stummel weg. Nun stieg sie auf jeder Station aus, verschwand im Döckchen und frönte dort heimlich dem Genuß.

Bei Ankunft der gemeldeten Familie „Biebermann“ in Offenburg stand wie immer der Toni mit „Kommerzienrats“ Fuhrwerk an der Güterhalle. Wir packten um und schickten die Sachen weiter. Kommerzienrats altes Mütterlein bereite ein kräftiges Mahl, das wir im Nebenzimmer des „Jähringerhofes“ zu uns nahmen. Niemand sonst durfte herein. Bald schlängelte sich Zigarettenrauch durch die trennende Mattglaswand ins Hauptzimmer hinein. Die dunklen Umrisse neugieriger Häupter wurden danach hinter den Scheiben sichtbar, und die Gäste erzählten sich zusehend: „Do drinn sitzt der Bellschöpp mit einer! Dös muß a kuross sin, die raucht wie a Kamin.“ Über des Kommerzienrats Beliebtheit und Ansehen war es wohl zu danken, daß nichts weitergetragen wurde.

Auf dem Bahnhof plüßerte mir nachher ein Wachtmeister der Polizei zu: „B., mach schnell, daß du auf den Zug kommst!“ Ich zeigte ihm mein gelöstes Visé, das ihn aufatmen ließ.

Zwei russische Studenten erwarteten mich am Bahnhof in Basel. Der eine klopfte mir gönnerhaft auf die Schulter und sagte: „Nun muß ich gestehen, die deutschen Arbeiter lernen doch auch zu konspirieren!“

Bilzer.

Kommerzienrat & Co. mußten später für ihre „Verbrechen“ büßen. Infolge des Unfalls mit dem Schuhmachermeister wandten sie sich an einen Expeditur als Vermittler der großen Sendungen. Von der Art der Ware blieb er ohne Kenntnis. Diese verschaffte er sich einmal aus Neugierde selbst. Da trieb ihn sein nationalliberales Gewissen zur Denunziation. Karl Geck, J. F. Mutenrieth und Ludwig Hauessen wurden die Opfer des Verrats. Geck erhielt 8, Mutenrieth 5 und Hauessen 4 Monate Gefängnis. Geck brachte diese Sache auch noch ein Gervulfnis mit seinem Kompagnon. Später machte ein Genosse Geck darauf aufmerksam, daß er eigentlich nicht wirksam genug geeignet habe während der Untersuchung und Verhandlung, da meinte der gute Karl: „I hab doch die Püt, mit denen i fast allt Abend zammesitze tu, nit anlige könne.“ So wurde ihm die Ehrlichkeit zum Schaden.

Die Russen erinnerten sich unser nun östern. In eisiger Winternacht hielt vor meiner Wohnung eine Droschke. Ihr entstieg eine elegante Dame. Es war Maria Jantowska, die mich allein zu sprechen wünschte. Außer der Wohnstube war kein geheizter Raum da. Im bitterkalten Zimmer eröffnete sie mir: Man beschränke, daß der in Blöhensee sitzende Pole Stanislaus Mendelson nach Ablauf seiner Strafreise an Rußland ausgeliefert werde. Um dem vorzubeugen, müsse man Mittel und Wege suchen, ihn vorher aus Blöhensee zu befreien. Sie habe 10000 Taler für diesen Zweck vorgesehen, und nun wolle sie mich bitten, die Sache in die Wege zu leiten.

Ich verwies die Dame an Motteler. Wir lehnten dann, in Rücksicht auf unsere eigene Lage, ab. Beim Verlassen meiner Wohnung wollte Maria Jantowska meiner Frau ein Glanzfrankstück in die Hand drücken. Sie nahm es nicht, vergaß aber nie, in knappen Zeiten sich des verschmähten Reichthums zu erinnern.

Zur Befreiung des Genossen Mendelson ward dann doch ein Versuch unternommen, der aber mißglückte. Die Auslieferung erfolgte nicht. In späteren Jahren habe ich mit Mendelson zusammen im Reichsland manche schwierige Expedition glücklich erlebt.

Sankt Margareten.

Unsere Verbindungen nach Österreich waren nie gesellig. Es waren willige und mutige Genossen an der Grenze vorhanden, doch waren nur wenige zum ruhigen, stillen und ungelannten Arbeiten geneigt.

Sie hatten manchmal romantische Neigungen und ließen zuviel an die Öffentlichkeit kommen. Ich besorgte deshalb unter Mithilfe eines oder zwei Genossen, die an der Schweizer Grenze wohnten, den Polen mehrere Expeditionen selbst. So im September 1882. Zwei Genossen, Bluch und Remlinger, die mir früher schon geholfen hatten, sollten mich in Rheineck erwarten. Als ich hinkam, war nur Bluch da. Ich holte noch zwei Gesellen eines mir bekannten Malermeisters; wir packten die Ware zwischen die Kleider und fuhren mit der Bahn zur Schweizer Grenzstation Sankt Margareten. Die österreichische Zollrevision findet auf dieser Station statt, ehe der Zug über die Rheinbrücke nach Österreich fährt. Mein Genosse und ich wurden aus dem Coupé geholt, auf dem Zollamt festgehalten und untersucht, wobei der Braten zum Vorschein kam. Die beiden Maler blieben unbehelligt, da unser Denunziant, von dem wir noch erfahren sollten, von diesem nichts wissen konnte. Ich protestierte gegen die Verhaftung, da die Österreicher auf Schweizer Gebiet Verhaftungen nur mit Zustimmung der schweizerischen Behörden und in politischen Angelegenheiten überhaupt nicht vornehmen dürfen. Jedoch vergebens. Man befehlte nach Innsbruck. Wir mußten warten, bis die Order kam, uns nach Feldkirch zu bringen.

Mittlerweile verlangte ich auf den Abort zu gehen. Da fand ich, daß ein schmales Fensterchen ins Freie führte. Ich zwängte mich durch, aber das ging langsam und mühevoll. Als ich endlich den Sprung wagen wollte, floss der außen wachhabende Grenzer die Türe ein und erhaschte mich noch. Jetzt holten sich die „Zwoggel“ einen Schweizer Landjäger und brachten uns über die Brücke. Dort nahm uns ein österreichischer Landjäger in Empfang und sperrte uns in den Keller des Gemeindefchulhauses.

In Sankt Margareten hatten Genossen unsere Verhaftung erfahren. Sie wollten uns in der Nacht aus dem Keller befreien, müssen aber unsere Rettung zu laut geplant haben, denn nachts 11 Uhr holte uns die Polizei selbst aus dem Kellerloch und transportierte uns gefesselt und bei strömendem Regen nach Dornbirn. Am nächsten Tag ging es nach Feldkirch, wo wir in dem alten Kreisgefängnis eingelocht wurden.

Trotz meines Protestes gegen die ungeschickliche Verhaftung wurde die Untersuchung eingeleitet. Auf alle meine Einwendungen erklärte der Untersuchungsrichter stets: „Das alles geht mich nichts an, Sie sind nun einmal hier und bleiben auch hier.“ Ich schrieb nun an meine Frau nach Zürich, sie möchte die nötigen Schritte einleiten, damit die Sache untersucht und klargestellt werde. Der Brief wurde, wie mir der Kerkermeister erzählte, nicht abgeschickt. Als ich dann den Untersuchungsrichter bat, er möchte mich doch in die Schweiz

schreiben lassen, da antwortete er mir: „Sie haben ja schon geschrieben.“ Ich sagte: „Ja, aber der Brief ist nicht abgeschickt worden.“ Darauf gab er keine Antwort. Später meinte er dann: „Sie können meinetwegen schreiben, aber das nützt Sie gar nichts. In der Presse wird es etwas Rumor machen, aber die Schweizer Behörden werden sich um Sie, als Deutschen, nicht kümmern.“ Als ich ihm nun erwiderte, daß die Sache laut Niederlassungsvertrag doch anders liege, meinte er: „Davon verstehe ich nichts.“

Mein zweiter Brief kam in Zürich an. Genosse Conzett wurde von meinen Freunden über den Fall unterrichtet, und er unternahm sofort die nötigen Schritte bei der Regierung des Kantons St. Gallen. Conzett und der St. Galler Regierungsrat Curti begaben sich nach St. Margareten, um an Ort und Stelle Erhebungen zu machen. Sie fanden meine Angaben bestätigt. Curti kam nach Feldkirch und teilte mir mit, daß die Verhaftung ungesetzlich sei und meine Freilassung erfolgen müsse. Leider könne das aber noch längere Zeit annehmen. Die Angelegenheit müsse durch die Gesandtschaft in Wien geregelt werden, und der Gesandte v. Tschudi sei noch in Urlaub.

Diese Verzögerung machten sich die Österreicher zunutze, sie führten den Prozeß gegen die zwei Verhafteten ruhig weiter. Da wir in Österreich überhaupt nichts verbrochen hatten, war zu einer Verurteilung gar keine Unterlage vorhanden. Wir wurden dennoch vor das „Dreimännergericht“ verwiesen. Es wurde festgestellt, daß eine Depesche von St. Gallen nach Lustenau gekommen sei. Durch diese Depesche sei der verhaftete Bluch nach Rheineck bestellt worden. Der Absender der Depesche sei zweifellos der Angeklagte Belli. Mit dieser Depesche nun sei ein Teil der Handlung auf österreichisches Gebiet verlegt, und darum seien wir zu bestrafen. Wir wurden denn auch wegen Preßvergehens zu drei Wochen Gefängnis verurteilt. Daß wir nicht polnisch konnten, den Inhalt der Schriften also nicht kannten, wurde uns als Milderung zugebilligt.

Etliche Tage vor Ablauf dieser drei Wochen kam dann von Wien der Befehl, daß wir zu Unrecht verhaftet und freizulassen seien. Die ganze Geschichte hatte vier Monate gedauert. Für mich hatte der Entscheid von Wien das Gute, daß ich nicht an Deutschland ausgeliefert werden durfte; denn kaum hatten die deutschen Behörden durch die Zeitungen meine Verhaftung erfahren, so stellten sie an Österreich das Verlangen auf Auslieferung. Zu ihrer Begründung hatten die Deutschen eine überlegene verfaßt und nach Wien gesandt.

Als der Untersuchungsrichter sah, daß die Schweizer sich der Sache ernstlich annahmen, wurde er viel höflicher und zugänglicher. Wenn

er nicht viel zu tun hatte — und die österreichischen Beamten hatten scheint's nie besonders viel zu tun —, ließ er mich zu sich holen und unterhielt sich stundenlang mit mir über — den Sozialismus. Er erklärte mir dann schließlich: „Ich sehe ein, daß diese Bestrebungen auch auf nicht gewaltförmigem Wege erreicht werden können, doch fürchte ich, daß die Mehrzahl Ihrer Anhänger nicht so denkt wie Sie.“

Am Tage meiner Entlassung wurde mir ein Ausweisbefehl aus „Vorarlberg und sämtlichen Kronländern“ zugestellt und mir gesagt, daß ich nun in meine Heimat abgeschoben werden müsse. Es dauerte eine Weile, bis ich dem Herrn Bezirkshauptmann begreiflich machen konnte, daß das nicht sein dürfe, da ich nicht an die Deutschen ausgeliefert werden könne. Dann wollte er mich mit Landjägerbegleitung an die Schweizer Grenze bringen lassen. Schließlich durfte ich so gehen, nur mußte ich versprechen, sofort fortzugehen und in die Schweiz zu fahren. Ich sollte ja unterwegs nicht neue Konspirationen machen. Ich ließ es mir aber nicht nehmen, in Dornbirn auszusteigen und neue Verbindungen anzuknüpfen.

Der Schweizer Landjäger, der bei der Verhaftung mitwirkte, wurde aus dem Dienst entlassen, und der Schweizer Bundesrat sandte mir dieses Schreiben:

Abtschrift.

Bern, den 30. Januar 1883.

Der schweizerische Bundesrat an Präsident und Regierungsrat
des Kantons Zürich.

Getreue liebe Eidgenossen!

Wir beehren uns, Ihnen mit Bezug auf die im Bahnhof von St. Margareten stattgehabte rechtswidrige Verhaftung von Joseph Belli und Mitthastern durch österreichische Zollbeamte die Mitteilung zu machen, daß das österreichische Ministerium des Äußeren in einer vom 11. d. datierten, an unseren Gesandten in Wien gerichteten Note sein aufrichtiges Bedauern über den genannten Vorfall ausdrückt und gleichzeitig zur Kenntnis bringt, daß Instruktionen an die österreichischen Beamten in St. Margareten abgegangen seien, welche den Zweck haben, derartige Vorkommnisse inskünftig zu verhüten. Wir haben uns, da der bedauernswerte Vorfall ohne Mithastern eines schweizerischen Polizeiangestellten nicht möglich gewesen wäre, mit diesen Erklärungen und Zusicherungen begnügen zu sollen geglaubt und betrachten die Sache als insoweit erledigt; immerhin haben wir die St. Galler Regierung eingeladen, ihrerseits dafür besorgt zu sein, daß ihr Polizeikorps von derartigen Handlungen sich fernhalte.

Im übrigen benötigen wir den Anlaß usw.

Im Namen des schweizerischen Bundesrats:

Der Bundespräsident. Der Kanzler der Eidgenossenschaft.
(sig.) L. Buchonnet. (sig.) Klingler.

Für richtige Abschrift: .

Zürich, den 2. Februar 1888.

Der Sekretär der Justiz und Polizeidirektion.
Haggenmacher.

Der mitverhaftete Bluch war Österreicher und wurde in seine Heimat nach Krain „abgeschafft“.

Feldkirch.

Der Aufenthalt im Gefängnis zu Feldkirch war sehr schlecht. Es war ein altes, verlottertes Gebäude. In den Zellen hatte ein Mensch Platz, es wurden aber ruhig drei und vier Mann hineingesteckt, von denen zwei auf dem Boden schlafen mußten. Das Ungeziefer lief überall herum. Zu essen bekamen wir einmal im Tage, so schlecht als möglich. Den einen Tag gab es Fisol (Bohnen), den anderen Mehlnöpfle, am Sonntag Kartoffeln, sogar mit einigen Fleischfasern darin. Die Knöpfle konnten wir nicht essen, weil das Fett herausstand. Unsere weniger heißen italienischen Nachbarn erbaten sich jedesmal von uns die Delikatessen. Als endlich ein Beamter aus Innsbruck das Gefängnis revidierte, erklärte er diese Knöpfle für ungenießbar. Jetzt wurden sie besser, und wir aßen unser Teil. Die Italiener aber fluchten und schimpften über den Beamten und über uns nicht wenig, da ihnen nun die Zugabe entging. Aus dem Geschimpfe erfuhr ich unseren Rang und Ansehen: die angesehensten Gefangenen waren hier die Wilderer, während ich ganz der Letzte einer war.

Ein Italiener, der seine Frau ermordet hatte, war mein Zellen-genosse, der andere ein Bauer, der seinen Vetter und Pflegevater ermorden wollte, dann ein Landstreicher und ein Falschmünzer aus Meran. Nach ihrer Verurteilung kamen diese Leute fort, aber was nachkam, war nicht besser. Der Italiener hatte sich nach vollbrachter Tat der Behörde selbst gestellt und erhoffte deshalb seine Freisprechung. Er meinte, die Menschheit müßte froh sein, daß er sie von dem schlechten Geschöpf befreit habe. Er wurde zu fünfzehn Jahren Zuchthaus verurteilt. Da erhängte er sich in der Zelle. Wir bemerkten es und machten Lärm. Der Italiener konnte noch rechtzeitig abgenommen werden, jedoch schimpfte er jämmerlich auf uns, daß wir ihn nicht hatten hängen lassen. Er meinte dann aber doch: „Es hat aber so weh getan, daß ich's gewiß nicht wiederhole.“

Ich beschwerte mich darüber, daß ich mit dieser Gesellschaft zusammen sein müsse, der Kerkermeister erklärte mir aber ganz scharf: „Was wollen Sie denn, Sie gehören unter die Kaiserermörder, und diese sind viel schlimmer!“

Der Untersuchungsbeamte, an den ich mich dann wandte, sah sich die Leute an und meinte: „Ich sehe ein, daß das keine angenehme Gesellschaft für Sie ist, doch wir können es nicht ändern. Alle Räume hier sind überfüllt. Im übrigen muß man halt dafür Sorge tragen, daß man da nicht hereinkommt.“

Die Gefangenen kamen und gingen. In einer Mitternacht erscholl Feuerlärm; wir schreckten auf und sahen durch die Fenster grellen Feuerschein. Auf der Höhe der Weinberge, die uns gegenüberlagen, brannte ein Gehöft. In einer Stunde war es ganz niedergebrannt. Wir schliefen wieder ein, da wurden wir in der Frühe durch ein Geschrei geweckt. Vor dem Tore der Gefängnismauer stand ein altes, schneeweißes Männlein und schrie immerfort: „Guten Morgen, Kameraden! Guten Morgen, Kameraden!“ Es wurde nach einiger Zeit geöffnet, und man fragte ihn, was er denn mit dem Schreien wolle. Der Alte antwortete: „Eini will i, eini will i, anzünd hob i, eini will i zu meine Kameraden!“

Er wurde auch hereingenommen und vorläufig eingesperrt in unsere Zelle. Er unterhielt sich mit mir, sagte schließlich Zutrauen und erzählte mir seine Geschichte: „I bin jeket 77 Johr alt. Hob was Rechtes gelernt, Maurer; war auch immer ein guter Rechner und Zeichner und bin als Baker weit in d'r Welt rumkommen. Bis England und Rußland. Hob aber immer wandern müssen, hab's nirgends ausgehalten, so a fiderer Bruder bin i gewesen. Ghetrat hob i nit und au nit gpart und komm da halt als alter Kerl heim. A Zeit ist's ggangen, dann bin i ins Armenhaus komme. Aber die Vorsteherin, a Nonne, die hot mir wilst mitgespielt.“

Der Alte machte eine Pause und zog ein unglückliches Gesicht. Er deutete nach dem Kopf, betastete den Rücken und die Brust und fuhr dann fort: „Da hot's mi gschlagen, dort hot's mi hingehaut.“

Dann streichelte er seinen Arm und faßte die Ellbogen, als hätte er einen Schmerz. „So ein altes Alpp,“ meinte er böse. „Im Städtle is Jahrmarkt gewesen, hob alte Bekannte troffen, hob gessen und trunken, sie hens zählt . . . no komm i wädlig heim . . . und da hob is!“ rief der Alte weinerlich aus, indem er wieder seinen mißhandelten Leib betastete.

Nach einer Weile erzählte er weiter: „Nachts bin i dann davon, auf b' Weinberg, hob im Ghöft a Schuppen anzünd und dacht: dann kriegst a Quartier, brauchst zu keiner Oberin nimmer z'ruck. Und do bin i halt und mehn', bleib da herin bis i stirb.“

Der Greis wurde zu acht Jahren verurteilt.

An einem Morgen schob der Kerkermeister einen zerlumpten, barfüßigen Burschen zur Tür herein. „A netter Ballotte“, meldete er ihn an, „aber Raus hot er tone.“ Der Bursche war 18 Jahre alt, er war blond und äußerlich sehr angenehm zum Ansehen. Seine Heimat war Pfaffingen bei Neutlingen. In Ulm im „Bären“ hatte er den Kellnerberuf erlernt. Ich sah, daß er eine schöne Handschrift hatte, er konnte sich französisch und englisch unterhalten, sicher und gewandt. In diesen Sprachen erzählte er auch, daß er schon siebenmal bestraft worden sei wegen Bettel, Stempel- und Schriftenfälscheret.

In den Unterrichtsstunden, die wir einmal in der Woche besuchen mußten, verschaffte er sich ein Stück Schiefer. Dann sagte er zu mir: „Seht werden Sie gleich sehen, daß ich nicht bloß reden kann, sondern auch mehr.“ Und in einigen Minuten hatte er mit dem Stifte der Hosenschnalle einen prägnanten Gemeindefestempel darauf graviert. Bei aller Bewunderung für seine Kunst redete ich ihm doch zu, er möge sich ändern, vernünftig arbeiten und mit anständigen Menschen verkehren. „Fällt mir ein“, gab er zur Antwort, „bis jetzt hat's mir bei dem Leben noch jeden Abend zu einem Mäusch gelangt!“ Dann lachte er auf: „Überhaupt, wie kann man nur Sozialdemokrat sein und sich um andere Menschen kümmern!“

Ein Ideal hatte der Materialist und Realist aber doch: ein großer Hochstapler zu werden, danach verlangte er sehnüchtl. Mich bat er, ihn in die Geheimnisse des Schach- und Wechselwesens einzuweißen. Kenne er das, dann hoffe er nach Herzenslust zu fälschen und damit in die höhere Stufe der Gaunerhierarchie aufzuzucken.

In dieser Zeit waren wir zwei ohne Kameraden in der Zelle. Es war mir immer, als hätte ich den Burschen schon gesehen. „Haben Sie von der Schweizer Polizei nicht schon Prügel bekommen?“ fragte ich ihn. „Oh, schon oft! Erst vorgestern in Rheineck, da habe ich dem Landjäger den Nachtkäbel angeschüttet.“ „Nicht auch einmal in Emmishofen?“ fragte ich weiter. „Auch da“, bestätigte er.

Dum hatte ich den Faden! Als ich auf dem Statthalteramt in Emmishofen im Wartezimmer auf meine Verhandlung in der früher erwähnten Adresskartensache wartete, hatte man ihn hereingebracht. Er benahm sich fürchterlich renitent und verweigerte konstant die Namensangabe. Von Landjägerkorporal Keller und dessen Gehilfen wurde er nun zu Boden geworfen und unmenschlich verprügelt. Auf das heftige Geschrei des Menschen kam der Statthalter Eigenmann aus seinem Amtszimmer. Dieser galt als ein humaner Beamter. Er gebot sofort Einhalt. Als er mich sah, mochte er sich wohl erinnern, daß in den Blättern öfter Klage geführt wurde über häufige

Verprügelung deutscher Handwerksburschen seitens der Grenzpolizei. „Sie sehen, mit diesen Elementen wird man kaum anders fertig“, wandte er sich entschuldigend an mich. Vielleicht hatte ich es diesem Vorkommnis zu danken, daß meine Buße dann drei Franken nicht überstieg!

„Das wird allen noch einmal eingetränkt“, versicherte er feierlich. Nun plante er einen Ausbruch. An dem Gesims unter dem Gitter zwängte er mit Wasser die Mörtelverbindung der Mauersteine auf. In einigen Tagen war die Föckerung so weit, daß ein Loch zum Durchschlüpfen ausgehoben werden konnte. An den gedrehten und zusammengebundenen Bettdecken und Kichern sollte außen der Aufstieg in den Hof bewirkt werden. Die Schweizer Grenze ist nicht weit, und dann sei er und ich geborgen, stellte er mir vor.

Es sollte nicht sein. Dem Kerkermeistergehilfen, einem alten und schlauen f. f. Oberjäger, kam die Wandfläche nicht mehr symmetrisch genug vor, und die Entdeckung folgte. Erleichtert atmete ich auf. Aus Vergünstigung hatte man mir meine Uhr belassen. Daß der Ganymed sich in dieselbe verliert und mit oder ohne Gewalt zu seiner Reisebegleiterin erkoren hatte, war mir nicht verborgen geblieben. Nicht minder, daß meine guten Stiefel Standpunkte des Liebesglaubens für ihn bildeten. Der Strolch war mir an Kräften überlegen. Wäre ich mit oder nicht mit, die Situation hatte nichts Verlockendes für mich.

Nun wurde er diszipliniert, das heißt in eine dunkle Kellergasse, „Schimmel“ genannt, verbracht.

Und wieder an einem Morgen erschien beim Kerkermeister eine Frau in der Tracht der Bäuerinnen aus dem Montavon. Mit großer Beredsamkeit stellte sie demselben vor, daß ihr Mann, ein zu einigen Monaten verurteilter Wilderer, entlassen werden müsse. Er sei zu Hause sehr nötig. So dringend werde das im Winter doch nicht sein, meinte der Kerkermeister. „Ja wissen's, er muß holt Pflichten“, replizierte das Weib. „Pflichten, ja, was heißt denn das?“ fragte er weiter. „Ja, holt Pflichten“, sagt das Weibchen wiederum. „Er is holt doch mei Mann. Und der geistli Herr hot doch in der Sponsali glogt, daß er seinen Ehepflichten nachkommen müsse.“

Nun ging dem Herrn ein Licht auf. „Ah so“, meinte er lächelnd. „Na, da kann ja geholfen werden“, bedeutete er ihr nach einigen Nachdenken. „Nach Hause darf der Mann nicht, doch warten's ein wenig.“ Bald brachte er aus der Zelle des Wilderers dessen zwei Mitinsassen heraus und schob dieselben in unser Gefäß. „Nur auf a Stund“, meinte er entschuldigend. Als die beiden wieder rückversetzt wurden, hatte die Montavonerin schon den Heimweg angetreten.

Inzwischen hatte sich die Sankt Galler Regierung für meine Verhaftung interessiert. Als jetzt von meiner Frau ein Kistchen Bücher sozialistischen Inhalts ankam, da ließ sie mir der Untersuchungsrichter nicht nur bereitwillig zukommen, sondern er bat mich, ihm doch auch diese Bücher zum Lesen zu überlassen. So ging die Feldtischer Zeit zu Ende. Auch Genosse Bluch, mein Mitverhafteter, konnte jetzt gehen. Er wurde aber nicht durch die Bahn nach seiner Heimat „abgeschafft“, sondern wurde — echt österreichisch — in Begleitung eines Landjägers zu Fuß von Ort zu Ort geschubt.

Auf der Heimreise traf ich in Sankt Margareten denselben österreichischen Grenzjäger, der uns angehalten hatte, wieder auf dem Posten. Ich sagte ihm, daß die österreichischen Behörden mich mit den Erschanksprüchen für die ungeschehliche Verhaftung an ihn gewiesen hätten, da er der eigentlich Schuldige sei. Da ich aber wisse, daß er ganze 80 Gulden im Monat verdiene, verzichtete ich darauf. Er dankte mir und sagte: „Wenn ich gewußt hätte, daß es sich um Sozialdemokraten gehandelt hat, hätte ich nicht eingegriffen.“ Sein Bruder, ein Seimneh in Sankt Margareten, setzte er hinzu, sei auch Sozialdemokrat. Wir seien aber als Anarchisten auf dem Postamt denunziert worden. Nun stellte es sich heraus, daß der Genosse Remlinger, der in Heiden wohnte und mir früher schon geholfen hatte, ein heimlicher Anarchist war, und daß dieser die Sache dem Postamt verraten hatte. Jetzt war mir klar, warum er nicht in Rheineck zur versprochenen Stunde gekommen ist.

Später wurde Remlinger mit einigen Spitzeln und Anarchisten zusammen aus der Schweiz ausgewiesen.

Anarchisten.

Als ich gegen Ende Januar 1888 aus Feldkirch wieder anlangte, war große Freude. Ich fand ein ganz neues Nickerchen vor, und die anderen Kinder waren voll Staunen über den rotergefunkenen Vater. Meine Frau hatte das Geschäft eingehen lassen, wie es zuvor geplant war. Kurz vor meiner Verhaftung hatte ich Verhandlungen mit einem Schuhwarenhause geschlossen, dessen Lagerverwaltung ich übernehmen sollte. Daraus wurde aber nichts durch die plötzliche Verhaftung. Auf dem roten Postamt gab es dervveilen genug zu tun. Genossin Clara Zetkin, die damals ihr Vaterländchen verlassen mußte, kam während meiner Abwesenheit nach Zürich. Motteler zog sie als Ausnahme heran. Bei meiner Rückkehr war sie schon nach Paris abgereist. Sieben Jahre später sahen wir uns dann in Zürich, wobei sie mir erzählte, daß sie einmal meine „Vertretung“ war.

Die Sorge um meine Familie hatte Motteler Widerwärtigkeiten gebracht, denn die Polen, die der Fall eigentlich anging, huldigten

in diesen Dingen gern dem Grundsatz: Wer fällt, der fällt! Daß ich nun aber wieder frisch mitraten und staten konnte, hat ihn das gefreut. Nun erfuhr ich, daß am 15. November 1882 der Kaufmann und Privatier G. Schmidt als Polizeispitzel überführt worden war. Dieser Bursche hatte sich bei einem Parteigenossen, dem Wirte Obrist, eingemietet. Für die Genossen, die in der Wirtshube verkehrten, veranstaltete Schmidt Feste und Ausflüge; immer hatte er einen Grund, etwas zu spendieren, oder er kaufte sozialistische Literatur und verschenkte sie. Offenbar sprudelte damals die polizeiliche Goldquelle reichlich. Er hatte auch eine Expedition zu meiner Befreiung organisieren und ausrüsten wollen. Diese Sache war aber so phantastisch kühn ausgedacht, daß, wäre der Coup gelungen, wohl noch andere Genossen das Gefängnis zu Feldkirch überfüllt hätten. Später schilderte Moses Oppenheimer in einer Broschüre „Deutsche Polizeischustereien“ solche Taten einer ganzen Reihe ähnlicher „Ehrenmänner“. Es hinderte ihn dabei gar nicht, daß er selbst ein unlauterer Charakter war. Vor seiner Abreise nach Amerika erhielt er dann noch eine verbiente Tracht Prügel, die die Genossen Karl Manz und Richard Fischer ihm reichlich schenkten.

In dieser Zeit war überhaupt eine Hochflut anarchistischer Treiben und Verbrechen. Es war die Zeit der Kaufmann, Schneider, Weberer, der Formanek und Kunitzsch. Diese Herren waren Böhmen und Österreicher, die sich als Genossen aufspielten. Sie unterhielten Verkehr mit Kautsky, Schwarzinger und Bardorf. Nicht geringere Leistungen vollbrachten auch die Deutschen Schreiber, Stellmacher, Meyler, Etter und noch manche ihresgleichen. Ihre Taten in Stuttgart, Straßburg und Wien sind in der Zeitungs- und Broschürenliteratur jener Zeit genau geschildert worden. Die damals erreichbaren Materialien befinden sich bei den Akten der roten Feldpost.

Alle diese Leute waren ursprünglich Sozialdemokraten. Durch das Ausnahmegeß und die bornierte Unterdrückung der Arbeiterorganisationen und der sozialistischen Presse trieb die deutsche Regierung diese Menschen aus ihrem ersten Wollen. Sie glaubten über dem Spektakel nicht mehr an den Erfolg unserer Agitation und erhöhten sich zu Taten des Schreckens. Daß ihr Tun aber ganz und gar erfolglos war, dagegen waren sie blind und auch unlehrbar. Alle Genossen, die mit diesen verbissenen Fanatikern zu tun hatten, bekamen davon able Erfahrungen. Der Paroxismus der anarchistischen Elemente steigerte sich dann immer mehr. Sie gingen zur Räuberthat über und wähten, so sich die Mittel zur Beseitigung der kapitalistischen Gesellschaft verschaffen zu können. Wie weit der ehrliche Fanatismus dabei die Triebfeder war und ob nicht auch andere Absichten bei dem einen oder anderen mitwirkten, konnte man später

erkennen. Sicher ist aber, daß sie es nicht scheuten, die Anerbietungen der Polizei sich für ihre Rassen zunutze zu machen. Selbst bei ehrlichen Absichten mußte aber solch gefährliche Methode auf sonderbare Wege führen.

Bei der Verhandlung des Stellmacherprozesses im Juni 1884 in Wien wurde aus Briefen zweifellos festgestellt, daß Stellmacher sich selbst der Polizei angeboten hatte. Uns war es auch vorher schon kein Geheimnis mehr, daß er mit der deutschen Polizei in Verbindung stand, denn wir ließen ihn, da er uns verdächtig war, überwachen. Wie bei Schröder wollten seine Freunde nicht daran glauben, und es gab deshalb für den roten Postmeister wieder manchen harten Vorwurf.

Aus diesen Tagen ist mir ein Versammlungsabend haften geblieben. Kurz vor der Tat Kunitzschs in Stuttgart fand in Sankt Gallen eine Versammlung statt mit den Referenten Grillenberger, Conzett und Kaiser-Rheintal. Die Anarchisten Formanek und Kunitzsch beteiligten sich an der Debatte. Behend wie ein Schlägchen sprang Kunitzsch plötzlich auf das Podium und schrie: „Was, deutsche Sozialdemokraten erzählen uns immerfort von gesetzlicher Weg, von allmählicher Entwicklung. Was hat sich entwickelt in Deutschland, gar nichts und kommen tut nichts besser!“ Seine Augen funkelten. „Uns kann nur helfen Pulver, Dynamit und das Dolch!“ Sechs Wochen darauf, im November 1888, wandte er diese Hilfe in Stuttgart an. Kunitzsch war sonst ein sympathisches Männchen. Er war ein ehrlicher Fanatiker, der daran glaubte, was er vortrug. Bei Formanek war es anders. Im Zuchthaus zu Stuttgart hat Kunitzsch dann über seine Theorie nachdenken können. Dasselbst zeigte er sich als tüchtiger Mensch, er erwarb sich das Wohlwollen und die Achtung des Aufsichtspersonals. Dies versicherte einmal der Anstaltsdirektor unserem Genossen Wilhelm Wlos. Man entließ Kunitzsch vor Ablauf der Strafkzeit unter der Bedingung, daß er nach Australien auswandere.

Hier mag ein Auszug aus dem „Sozialdemokrat“ (Nr. 52 im Jahre 1888) die Anarchistenbande charakterisieren:

Herr Formanek in Sankt Gallen hat die Unverfrorenheit, uns in einer Erklärung im „Sankt Gallener Tageblatt“ der Lüge und Verleumdung zu zeihen und seine Beziehung zu dem Raubmörder Kunitzsch, dem er mit anarchistischem Mute plötzlich das Beiwort „berücksichtigt“ anhängt, abzuleugnen.

Auf eine Polemik mit diesem traurigen Gelben lassen wir uns nicht ein. Fest steht, daß er bis zur Abreise Kunitzschs mit diesem verkehrt und sogar dessen Schulden bezahlt hat, damit derselbe abreisen konnte. Und daß, wenn er heute von Kunitzsch nichts wissen will, nicht prinzipielle Gründe ihn dazu veranlassen, geht daraus

hervor, daß Herr Formanek mit besonderem Eifer das Budapestter Schimpfblatt „Radikal“ verbreitet, in welchem die Stuttgarter und Frankfurter Selbsttaten folgendermaßen glorifiziert werden:

„Von einer anarchistischen Gruppe aus Deutschland kam uns über das Attentat gegen das Polizeipräsidenten-Gebäude in Frankfurt folgendes Schreiben zu: 'Mittel zum Ziel.' Die Verfasser erklären der ganzen Welt offen und frei, daß sie die revolutionäre Propaganda der Tat bereits begonnen und die Explosion im Polizeigebäude in Frankfurt a. M., dies der Name des Mittelstückes, nur ein Versuch, eine Probe war, um die Kraft unseres vortrefflichen Kampfmittels, des Dynamits und Nitroglycerins, das uns in reichlichem Quantum zur Verfügung steht, zu prüfen und zu beweisen, daß wir fest entschlossen sind, diese Art der revolutionären Propaganda mit allen uns zu Gebote stehenden Mitteln überallhin, namentlich aber im Reiche der Gottesfurcht und frommen Sitten, auf die schrecklichste Art und Weise, unbekümmert um das Urteil der blöden — Verzeihung — gebildeten Welt und unnachsichtlich gegen alle unsere Feinde und Denunzianten, in immer größerem Maßstab fortzupflanzen.“

Und indem wir die terroristische Propaganda als dasjenige Mittel erkannt haben, welches die heranwachsende soziale Revolution beschleunigt, kann uns weder Salzen noch Beil von der Vernichtung aller Tyrannen und der Ausrottung der bestehenden verkommenen gesellschaftlichen Zustände abschrecken, um etwa dadurch nicht zur so lange ersehnten wahren Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit zu gelangen. Hoch die soziale Revolution!“ —

Wie wir aus den Tagesblättern entnehmen, wurde in Stuttgart ein privilegierter Räuber, das heißt Bankier, überfallen und ihm das dem Volke durch Börsenschwindel geraubte Geld wieder abgenommen, und da die Beschädigten nicht aufzutreiben sind, wird dieses Geld im Interesse des beraubten Volkes verwendet. Wir erhielten hierüber eine Korrespondenz von einem deutschen Genossen, aus der wir entnehmen, daß die Genossen Deutschlands bereits mit allen Waffen, gegen welche die gesamte Militärmacht ohnmächtig ist, den Kampf führen. Wir haben, schreibt der Betreffende, Chloroform, Dynamit, Bomben, Geld und Presse usw., kurz Kampfmittel in Fülle und Galle, nicht nur für uns, sondern auch für andere Länder. Es wurden bereits Taten, wenn auch anfangs mißlungen, vollbracht, und zwar in Straßburg, Frankfurt a. M. und Stuttgart.

Wäge die herrschende Bande zittern! Wenn auch unser Genosse Kunitzsch in Pforzheim verhaftet wurde, so wird er gewiß fürchterlich gerächt werden. Der Kampf hat begonnen; wir schrecken selbst vorm Schafott nicht zurück; ja wir speien noch im letzten Augenblick unseren Peinigern ins Gesicht, damit sie sehen, wie tief wir sie ver-

achten. Die Züricher Bande wird wohl wieder alles mögliche uns nennen, aber für diese Schurken, die im Verbrechen der Tatsachen, in Denunzieren und Geucheln aus Feigheit das Größte leisten, wird auch in kurzer Zeit der Tag der Rache des Proletariats, das sie betrügen und verraten, kommen! Aus all dem ist zu ersehen, daß die deutschen Genossen die Propaganda der Tat auf der ganzen Linie begonnen haben. Und das sind die Folgen der gewaltsamen Unterdrückung jeder Vereinigung sowie des freien Wortes, der Presse und des gewaltsamen Zurückdrängenwollens in vergangene Zeiten."

Wer sich mit solchem Geschreibsel durch Kolportage desselben solidarisch erklärt und im selben Atem „unseren Genossen Kunitzsch“ den „berichtigten Kunitzsch“ nennt, der zeigt allerdings, daß er die Anarchie in ihrer ganzen Größe erfaßt hat.

Spiegel und Verbrecher.

Um dieselbe Zeit hatte auch Siegmund Friedemann in der Obristischen Wirtschaft sein Stammlokal errichtet. Als Berliner Ausgewiesener genöß dieser Mann Vertrauen unter den Genossen. Ein gewisser Über-eifer erregte aber bei den Deuten des Postamtes und noch einigen Genossen Bedenken. Er versüßte über eine kräftige revolutionäre Überredungskunst. Bei Unterhaltungen oder irgendeinem anderen Anlaß mußte sein etwa sechszähriges Söhnchen Tyrannenmordgedichte vortragen!

Beweise gegen Friedemann hatten wir keine. Da kam von dem Vater eines in Zürich studierenden Berliners (v. d. Goltz), der in unserem Kreise verkehrte, die Mitteilung an seinen Sohn, daß von Zürich über den Studenten an die Berliner Polizei berichtet worden sei. Dieser Brief konnte nach seinem Inhalt nur von Friedemann herrühren. Dies wurde auch durch den alten Goltz indirekt bestätigt. Im März 1884 wurde dann vor Friedemann gewarnt. Er wanderte nach Amerika aus.

Friedemann war Kaufmann und Vertreter für Solinger Stahlwaren in der Schweiz. Auf seinen Reisen nahm er mit Vorliebe Herberge in den Lokalen der deutschen Arbeitervereine, bei denen er als fideles Berliner auch gern gesehen wurde. Aber das Tun und die Stärke dieser Vereine lauteten in der Hauptsache seine Berichte nach Berlin. Besonders wertvoll sind sie wohl nicht gewesen. Er nahm zwar gern das Geld, doch der letzte Rest parteigenössischen Gewissens scheint ihn abgehalten zu haben, bessere Arbeit zu leisten.

Spiegelwirtschaft und Anarchisterei waren jetzt so im Gange, daß mancher mit fortgerissen wurde, der sonst kaum dazu geneigt war. Der „Sozialdemokrat“ schilderte an einem Falle die Wirkungen der Ausnahmemassregeln:

Zürich, 8. Mai 1884.

Wie Anarchisten gemacht werden.

Ein deutscher Genosse, der einige Unterstützungsgelder für die Streikenden in Böhmen übermittelt hatte, erhielt aus Österreich einen Brief, so charakteristisch für die dortigen Zustände, daß wir die Hauptstellen hier wörtlich folgen lassen:

„... Gewiß haben Sie leider nur sehr recht, daß der Streik wegen Mangel an Organisation resultatlos verlaufen mußte; auch liegt es sehr nahe, aus diesem bedauernswerten Umstand nützliche Lehren zu ziehen. Allein deren Anwendung ist in Österreich nahezu eine Unmöglichkeit.

Öffentliche Versammlungen werden nur vereinzelt bewilligt, bereits bestehende beim geringsten Anlaß aufgelöst — also bleiben nur geheime Vereinigungen übrig, denen das Wort zu reden ich mir unter bestehenden Verhältnissen sehr überlegen würde, da es fast gewissenlos wäre. Sie wissen doch, wie man in Österreich bei den Gerichten vorgeht: ein harmloser Brief, eine von der Staatsanwaltschaft zensurierte Zeitung — jedes für sich genügt, nach fünf- bis sechsmonatiger Untersuchungshaft ebensoviel Strafe zu erhalten.

Nur ein solch drakonisches und aller Gerechtigkeit hohnsprechendes Vorgehen kann die vielen Monsterprozesse der letzten Jahre in Wien und Prag erklären.

Das Vorfinden eines Briefes von Ihnen genügt, um für ein Jahr versorgt zu sein. Was da zu tun ist, weiß ich nicht; aber so viel weiß ich, daß die ganze Arbeiterbewegung in Österreich, die eigentlich seit ihrem Beginn bis auf den heutigen Tag keinen einzigen wesentlichen Erfolg zu erzielen vermochte, auch stets nur vegetieren wird, wenn nicht in anderen Ländern Ereignisse eintreten, die in ihrer Rückwirkung auf Österreich der Arbeiterbewegung daselbst ausgiebige Bewegungsfreiheit verschaffen.

Wir sind gegenwärtig in Österreich viel vogelfreier wie Sie in Deutschland unter der Herrschaft des famosen Sozialistengesetzes. Wir haben Versammlungsfreiheit, — wollen wir jedoch eine Versammlung einberufen, wird sie, total unbegründet, unter Hinweis auf § 8 des betreffenden Gesetzes wegen ihrer Gefährlichkeit für die öffentliche Ruhe und Ordnung verboten, und wären auf der Tagesordnung selbst nur Suppen-, Kaffee- und Teestunden! Vereinsrecht haben wir, — aber ein neuer Verein wird nicht bewilligt, bestehende werden aufgelöst; Pressfreiheit haben wir, — aber die Arbeiterblätter werden konfisziert und unterdrückt. Und gleich hilflos ist es bei uns in jeder Richtung und auf allen Gebieten.

Alle Opfer, die die österreichischen Genossen schon gebracht haben und noch bringen, waren nutzlos, ohne Erfolg; denn das ungeschlachte

Hier vernichtet alles. Überdies sind aber auch die Lohnverhältnisse bei uns derart, daß den österreichischen Arbeitern vor der Konkurrenz der Russen nie bange werden wird, da selbst diese nicht billiger arbeiten können, als es hier bereits der Fall.

Wohin wir also unseren Blick schweifen lassen, nirgends winkt uns ein Hoffnungstrahl entgegen, und man könnte sich wirklich einer dumpfen Verzweiflung überlassen.

Die ärmlichen Verhältnisse, in denen wir als Arbeiter leben, bringen es aber auch mit sich, daß wir zu unserem größten Leidwesen nie für unsere Brüder in Deutschland etwas tun können, und beschämt nehmen wir von ihnen Unterstützung an."

Dies der Brief, an dem wir — soweit wir ihn mitteilen — nicht ein Wort geändert haben.

Der Schreiber, wie man sieht, ist keineswegs eine zu Gewalt hinneigende Natur — eher das Gegenteil —, allein unter den herrschenden Umständen ist tausend gegen eins zu wetten, daß er bald mit denen sympathisieren wird, die verzweifeltsten Gewaltstreich den Vorzug geben. Und von der Billigung zur Nachfolge ist's nur ein kleiner Schritt.

Wer aber nicht gänzlich vernagelt ist, der wird sich jetzt — wenn er es nicht schon vorher wußte — die Frage beantworten können, wie Anarchisten gemacht werden.

So wie die Behörden und Fabrikanten es in Österreich treiben, wird jeder Arbeiter vom Rechtsgefühl entweder geistig und moralisch erdrückt oder in einen leidenschaftlichen Born versetzt, der ihn, falls die Urteilskraft nicht sehr stark entwickelt ist, vor keiner Missethat juristisch scheuen läßt.

So mögen sie denn ernten, was sie gesät!

Unter dem Wahnwitz verwirrter Elemente hatten wir schwer zu leiden. Die deutschen Behörden benutzten uns den Schweizern als die Verblindeten der Verbrecherbande. Einige Schweizer Blätter selbst trieben die Hege gegen uns aus dieser vernünftigen Ursache. Allen voran der Major Gb. Uttenhofer, Redakteur eines liberal-konservativen Blättchens in Zürich. Die Ergüsse seiner Schimpfereien gegen uns waren unerträglich, mit allen Schandthaten brachte der Herr Major uns in Zusammenhang.

Eines Tages erschienen Züricher Polizeibeamte bei Motteler, denn mit Stellmacher & Co. sollten wir in Verbindung stehen und eine geheime Druckerei im Keller haben. Nun sollte eine Hausdurchsuchung vorgenommen werden. Motteler gab vollen Aufschluß über unsere Geschäftsführung, so unterblieb die eigentliche Hausdurchsuchung.

Wir forderten jetzt eine Untersuchung wegen der Beschuldigungen. Man teilte uns mit, der Polizeipolizist Frittschi in Göttingen habe die

Meldung gemacht, daß Bessi und Krüger mit Stellmacher verkehrten. Krüger (damals Anstaltslehrer in Zürich) und ich rückten nun dem Frittschi auf die Bude und verlangten Beweise. Sein Bescheid war sehr kurz: „Sehr angesehene Akt von hier sin mini Bäge, mehr sag' i nit.“

Wir verklagten ihn. Hier nannte er endlich die Wirtin zum Sonneneck. Krüger und ich gingen auch dorthin. Wir fragten sie, ob sie uns kenne. Nicht, erfuhren wir, wollte sie schon gesehen haben, aber den Krüger kannte sie nicht. Nun hielten wir ihr die Aussage des Frittschi vor. Entrüstet sagte sie: „De Löffel an, nit hon i usgseit. Jo, halt,“ meinte sie zögernd, „a Photographie vom Stellmacher hät er mer brocht und gfragt, ob i den kenne tu.“

„Und —?“ fragten wir.

„Jo, i glaub', der hät scho Bi bimer trunke, bös ich alles, was i gseit ha.“

Nichtig wurde festgestellt, daß Frittschi gesunkert hatte. Er wurde aufs Land strafversetzt. Vor Jahren war in den Blättern zu lesen, daß dieser Mann wegen Betrügereien ins Zuchthaus wandern mußte.

Auf solche Weise konnte man damals in die Anarchisten- und Verbrecherliste der Polizei geraten. Einmal diesen Listen eingereiht, war es schwer, wieder heraus zu kommen. Trotz der Feststellung, daß wir mit den Anarchisten nichts zu tun hatten, mußte ich fünf Jahre später erfahren, daß ich immer noch unter ihnen auf der Züricher Polizei weiter existierte. Bei einem Grenzfall Morischach-Friedrichshafen-Ravensburg sollte auf Verlangen der Ravensburger Behörde in Zürich untersucht werden. Ich wurde auch über den Fall vernommen und erlebte dabei, daß ich noch ruhig in jener Liste stand. Und erst jetzt verfügte der Schweizer Beamte, dem der Sachverhalt bekannt war, meine Entfernung aus der „Illustren“ Gesellschaft.

Wagges. Hochzeit. Madame la Maitre. Fusarenritt.

An unsere Leser!

Genossen! Ein Teil unserer letzten Sendung ist den organisierten Rangängern in die Hände gefallen. Um in der Beforgung unserer von Nummer zu Nummer steigenden Auflage möglichst wenig Unterbrechung eintreten zu lassen, senden wir allen denjenigen, denen die Nummern 8 und 11 nicht zugegangen, Ersatz unter dem Motto:

Mutig vorwärts in den Streit,

Ob auch Madai Spizel schneit.

Der rote Postillon lebt noch. Weiteres auf anderem Wege!

Dieses war der Kopf einer gegen Ende März 1884 erschienenen Doppelnummer. Schwere Schläge waren vorausgegangen. Anfang

März 1884 hatte in Freiburg i. Br. die Verhaftung des russischen Genossen Lea Deutsch stattgefunden. Die näheren Umstände dieser Verhaftung und der Hergang der schmählichen Auslieferung an die russischen Gewaltthaber sind in dem Buche von Lea Deutsch: „Sechzehn Jahre in Sibirien“ (Verlag J. G. W. Diez Nachf. in Stuttgart) geschildert. Deutsch ward das Opfer seines Mutes und seiner Gewissenhaftigkeit. Wir hatten ihm vor seiner Abreise in Zürich geraten, sich seine Sachen über die Grenze an einen sicheren Ort schaffen und dann weitersenden zu lassen. Er wollte aber gewissenhaft die Expedition selbst erledigen.

Der Vorfall machte großes Aufsehen nicht nur unter der Bevölkerung, sondern auch bei der Grenzpolizei. Diese witterten nun unter jedem nur einigermaßen auffallenden oder fremden Individuum Schmuggler verbotener Schriften. So hart wie in jener Zeit war uns die Schnüffelkunst noch nie auf den Fersen. Der Oberstapel Kallenbach, gestorben am 21. September 1884, war damals öfter abwesend. Sein Nachfolger Wohlgemuth und Kommissär Zahn bemühten sich nun, die Sporen zu verdienen. Eine Reihe empfindlicher Nachenschläge brachte uns eine Art Deroute. Unsere in Basel und Umgebung tätigen Vorposten, Gutzmann, Karl Gerst, Widel und andere wurden von Spitzeln überwacht und mußten sich deshalb aus der Kampflinie zurückziehen. Der Opfermut unserer Genossen aber brachte uns neue Mannschaft. Es mußte neue Einschulung vorgenommen werden, und dabei waren Unfälle nicht immer zu vermeiden.

Ersässer Schmuggler boten sich uns an, und wir machten den Versuch mit ihnen. Sie stellten große Taten in Aussicht, waren aber nur im Betrügen groß. Wir mußten erfahren, daß diese prahlerischen „Waggeß“ nie ganze Arbeit machten, dagegen das „Salär“ stets ergänzt haben wollten. Die Verhandlungen mit den „Messieurs de pratique“ verliefen gewöhnlich so:

„Kom du Dieu, 's isch a suuri Arvet, fassetes vous même, fälber die Chose. Toute la nuit muess mer uf em Dultive sin. Un wann mer mit fälle Douaniers de Prusse en quereille kummt, no bränne sie mit d'r Fußl elm eins an die Zete.“

Nun machten sie eine großartige Geste: „Payez, s'il vous plait“ und zuckten dann mit den Achseln: „Ober mer losse de Plunder lele.“

Diese Erfahrung kostete uns Teile der Nummer 8 und 11. Dafür mußte Ersatz geliefert werden. Dieser und noch zwei laufende Nummern lagen an der Grenze. Der Durchbruch verzögerte sich sehr. Szabo in Paris hatte uns in einem Vogesenstädtchen eine Verbindung mit demokratischen Kaufleuten vermittelt. Die Sache bewährte sich aber nicht, es fehlte der parteigenössische Eifer. Wir sahen in

Zürich wie auf Nadeln. Am 12. März war Derossi nach Amerika abgereist. Sein Nachfolger Joos war untröstlich über den so frühen Anfang seiner Dienstzeit. Ich machte mich reisefertig, aber Motteler gab die Erlaubnis nur unter der Bedingung, daß „Gufarenritte“, so nannte er meine Vorstöße, unterbleiben. Ich sollte ja nicht über die Grenze gehen, denn er hatte Österreich noch nicht vergessen.

Als ich in Basel ankam, waren alle Wege verarmelt. Ich mußte neue finden, wenn auch jetzt nicht für die Dauer, so doch um Luft zu bekommen. Zunächst sorgte ich mich in einem elssässischen Grenzort um ein sicheres Lager. Ein protestantischer Maire und die noch protestantischer gesinnte Madame Maire gaben mir ein solches in ihrem Hause, das zugleich ein Gasthaus war. Das war an einem Montag. An diesem und am nächsten Tage feierten in Basel die Arbeiter, die sich verheirateten, ihr Hochzeitsfest. Dabei war es Sitte, nach der Trauung in der Chaise Spazierfahrten in die elssässischen Dörfer zu machen. Darauf baute ich meinen Plan. Drei Genossen, Arbeiter mit ihren Freundinnen, auch Fabrikarbeiterinnen, waren bereit, mir zu helfen. Ein Brautpaar mit Zeugen und Kränzelsjungfern wurde mit den üblichen Sträußen und Kränzen ausgestattet. Auf dem Droschkenhalteplatz mietete ich dann ein stattliches Gespann, und in Anbetracht der Sachlage — es sollten „Stickerien“ mit über die Grenze geführt werden — wurde mit dem Droschkier ein ansehnliches Honorar für die Fuhre vereinbart.

Droschke und Hochzeitsleute wurden watiert, wo es nur irgend möglich war. Und ich hatte nicht fehlgerechnet. Die Grenzer sahen der festlich fibelen Gesellschaft nur oberflächlich in den Wagen. Weiter rasselte das Gefährt und setzte im Gasthaus des Monsieur le Maire seine Zusassen zu einem Schoppen, die Watiierung aber behutsam im Hofe ab. Diese Lustfahrten wurden wiederholt, und zwar jedesmal über eine andere Grenzstation, damit die Leuten den Grünröden nicht als zu fahrlässig auffallen konnten. Die Endstation war aber immer bei Monsieur le Maire.

Am Abend dieses Tages teilte mir unser Vertrauensmann Heurberger mit, ein Kollege unseres Fuhrmanns ahne die Sache und wolle auch einige Fahrten leisten. Heurberger bestritt dem Mann den Sachverhalt und lehrte seine Dienste rundweg ab. Das war, wie sich zeigen sollte, ein Fehler.

Am Dienstag war „Nachhochzeit“. Nachmittags wurden die Fahrten wieder aufgenommen. Ein Rest verblieb mir noch. Am Mittwoch erledigte ich in Basel die nötigen Korrespondenzen. Die „Hochzeitsleute“ hatten ihre Werklagsarbeit wieder aufgenommen.

Abends fuhr ich mit dem noch reichlichen Rest allein über die Grenze. Ein längliches Paket konnte ich nirgends mehr verbergen.

Ich stellte es kurz entschlossen in die Kutschenecke und setzte mich zurücklehrend davor. „Men fahren Sie da? Hat er etwas Gollbares?“ erscholl die Stimme des Grenzers. Er kam an den Kutschenschlag heran. „Ein Handlungsreisender,“ erwiderte der Fuhrmann, und ich streckte bereitwillig mein geöffnetes Köfferchen hin. „Gut, passieren!“

Nun kam für die Nacht schwere Arbeit. Gegen 100 Postpakete waren zu packen, zu signieren und zu registrieren und dann in Kisten für die Hauptstationen zu verstauen. Madame la Maitre half mir. Sie ließ beim Epicier voisin leere Kisten holen und sagte zu ihrem Mann: „Jacques, blieb du bi denne Suffbrüeder drübe und gib attence uf d' Schoppe, wo si päpere. Il faut d'aiber sällem Mon-sieur.“ Und sie half mit heiligem Eifer und im Schweisse ihres Angesichts bis gegen drei Uhr in der Frühe. Sie zimmerte die Kisten zurecht, daß man hätte glauben können, sie wäre beim „roten Postmeister“ selbst in der Lehre gewesen. Dazwischen kommandierte sie manchmal: „Jacques, bring is au e Schöppli Win.“

Nach Schluß der Arbeit hielten wir Abrechnung. Ich bezahlte die Beche der „Hochzeitsgäste“, sie dankte für genaue Bezahlung und ich für wackere Hilfe.

Gründonnerstag um vier Uhr kam mein Fuhrmann mit dem besten Bernerwägelchen. Bald war aufgeladen, und der Gaul trabte friedlich in die Landschaft hinein. Ein eisiger Märzwind weckte mich aus schlaftrunkener Mildbigkeit. In Dammertusch wurde in der Gütterställe eine Kiste abgeladen, eine andere in Altkirch, die letzten zwei nachmittags in Ylfurt. Mein Fuhrmann erwartete mich auf der Landstraße. Ich schrieb beim Expeditionsassistenten die Frachtbriefe, Kaufbeuren und Frankfurt sollten die Güter erhalten. Da kommt ein Wachmeister der Gendarmerie angeritten, springt ab und verlangt den Stationsvorstand. Man wies ihn in dessen Zimmer. Durch die offenstehende Tür hörte ich darauf: „Heut früh ist ein Fuhrwerk mit verbotenen Schriften in N. abgegangen. Man vermutet, daß die Sachen auf der Bahn und Post der Umgebung zur Aufgabe gelangen werden. Es wird ersucht, aufzupassen und Verdächtiges samt Aufgeber festzuhalten.“ Gleich darauf stand der Wachmeister hinter meinem Stuhl und wiederholte dem Assistenten seinen Vortrag. Ich drehte mich um und fragte, wo denn die verbotenen Schriften herkämen. „Von Zürich kommen sie,“ antwortete der Gendarm, „und bei Basel sind sie herübergeschafft worden, mehr weiß ich nicht!“

„Das ist aber stark, die Galunken müssen Sie fassen,“ bemerkte ich. „Dafür haben wir gesorgt,“ versetzte er sicher. Der Reiter zog weiter, und ich schrieb etwas zitternd meine Frachtbriefe zu Ende. Ungehindert ging ich fort. Der Verdacht, daß ich der „Galunke“

sein könnte, stellte sich wohl ein, doch für die Herren zu spät, mir aber trotz meiner Eile früh genug.

Eine halbe Stunde entfernt wartete mein Fuhrwerk. Mein Fuhrmann rief mir entgegen: „Sie werde nimmi kümme, ho i dankt, aß i sälle Brigadier ha sähen uf d' Station rüte.“ Dann atmete er auf: „Enfin, jetzt isch guet,“ und er nahm das Reitseil und rief dem Gaul zu: „Hi, Bruner!“

Der Wachmeister war rückwärts nach Altkirch zu geritten. Ich nahm an, daß vorwärts auf der Route noch keine Meldungen erstattet seien, und erleichterte in Zillisheim und Brunsstadt unsere Fahrt. Bei einbrechender Nacht kamen wir nach Mülhausen. Ich hatte immer noch zwanzig Pakete in meinen zwei Koffern. Diese deponierte ich auf dem Handgepäck. Dann gab ich dem Fuhrmann Lohn und Abschied. Ich sagte ihm, daß ich nach Altdreisach wolle, fuhr aber um elf Uhr nach Kolmar mit samt der Päckerei.

Am Karfreitag ordnete ich im Hotelzimmer Adressen und Pakete zur Aufgabe. Des Feiertags wegen war aber die Post geschlossen, und ich mußte noch bis zum Abend warten. Als ich am Fenster stand, sah ich einen Schuhmann die Rusacher Straße beobachten. Stunden vergehen, und er weicht nicht. Nun kommt mir der Mann sogar bekannt vor: das war ja der Durbacher Baptist, der mit mir 1871/72 in Kolmar bei den 112ern die Quartiere geteilt hat!

Eine Viertelstunde später wußte ich, daß von Rusach her ein Fuhrwerk mit verbotenen Schriften erwartet würde. Ich bekräftigte Baptists, daß ich am Tage vorher in Bollwoiler auch so etwas habe munkeln hören. Er möge nur gut aufpassen und ausharren!

Um fünf Uhr brachte der Hausdiener meine Pakete zur Post. Ich bezahlte die Frachtlatur und fuhr mit dem Sechszehn-Schnellzug nach Basel. Dort wurde mir ein Licht aufgesteckt. Der nicht angenommene Fuhrmannscollege hatte aus Brotneid benutzert. Da kam ein Oberzöllner von Mülhausen herangeeilt, hörte von dem abgefahrenen Fuhrwerk und gab Order zur Verfolgung. Er blieb in Basel und sagte meinen Fuhrmann bei seiner Rückkehr spät in der Nacht ab. Er spendierte dem Fuhrmann ein Räuschlein und fünfzig Mark. Der Mann wußte aber nur von Stickeren, die der Reisende in den elsässischen Orten an Kaufleute abgegeben habe. „Dieser Reisende kommt wieder,“ sagte der Zöllner, „dann nehmen Sie ihn nur an und machen sofort uns Meldung. Dann gibt es zehnmal fünfzig Mark!“

Der Fuhrmann erzählte mir gewissenhaft dieses Abenteuer wieder und versicherte mir kräftig seine Treue. Ich zog es jedoch vor, nicht wieder darauf zu bauen. Als er mich später am Bahnhof sah, erkundigte er sich sofort um „Aufträge“. Ich sagte: „Es tut mir leid,

ich reise jetzt für ein feineres Haus, bei dem man nicht nötig hat, den Kommerz per Schmuggel zu machen."

Leicht, wie ein auferstandener Heiland zog ich am Schlusse dieser Karwoche nach Zürich zurück. Für diesen Süsarenritt erhielt ich vom Kommando einen sanften — mit Anerkennung ver Zuckereten — Rüssel. So wollte es die Disziplin. Wir waren aber wieder auf dem laufenden, und das war hier die Hauptsache.

Wie der Zufall und wohl auch Unplötzlichkeit uns gefährlich werden konnte, soll hier auch nicht unerwähnt bleiben.

Im August 1882 besorgte ich mit Hilfe von Bluch und Remlinger den Polen eine Expedition nach Österreich. Es war Sonntag. Die Bäckerei hatte ich fertig. In einem Restaurant in Dornbirn wartete ich auf die Zeit der Postschalteröffnung. Ich nahm eine an der Wand hängende Zeitung zur Hand. Da lese ich, daß über den Genossen Reininger in Aggersdorf bei Wien Briefsperrverhängung sei. Behausung sei er auch worden. Gelschoss mir das Blut in den Kopf. Das war die Adresse, die ich für mein „Gepäck“ zur Verfügung hatte. Was nun tun mit den mithevoll über die Grenze gebrachten Sachen! Ich sandte dieselben an die mir bekannte Adresse eines Vertrauten in Innsbruck.

Als ich in Feldkirch im Käfig saß, kam einmal der Wärter herein. „Jetzt haben wir wieder zwei von Ihrer Sorte," berichtete er mit Eifer. Näheres wollte er mir aber nicht berichten. Es seien zwei Polen, die in Dornbirn festgenommen worden seien. Mehr erfuhr ich nicht. Meine Bemühungen, die zwei zu sprechen, blieben erfolglos.

Am Verhandlungstag erzählte mir Bluch, daß sie mit ihm die Zelle bewohnen. Es waren polnische Arbeiter aus Sankt Gallen. In Norschach hatten sie die Ware erhoben und glücklich herübergebracht. Zur Post wollten sie damit auf der Grenzstation Lochau.

Längst hatte ich die Polen benachrichtigt, daß die Adresse in Aggersdorf unbrauchbar geworden. Wie es kam, daß die zwei Leute dieselbe doch wieder zur Benützung hatten, weiß ich nicht. Auf der Post war die Sperre angemeldet, und die zwei Polen fielen der k. k. Polizei in die Krallen. Ganz schlau hatten sie ihre Pakete in dasselbe Papier verpackt, in dem dieselben von Genf nach Norschach kamen. Innen stand die Adresse noch darauf. Den Vertrauensmann in Norschach kannte man nun auch noch. Mehr Mut als Umsicht, mitunter auch Uneinigkeit brachte den polnischen Brüdern öfter Verdruß!

Der Lederstrumpf.

Wenn ich zu Hause war, wanderte ich jeden Sonntagvormittag nach dem oberen Wolfbach aufs rote Postbureau, denn es konnte immer etwas geschehen oder eine Überraschung dort auf jemand

warten. Als ich von solch einem Gange zurückkehrte, fand ich in meiner Wohnung einen jungen stattlichen Mann. „Grüß Gott, mein Name ist L.," so stellte er sich vor. Er sprach schriftdeutsch, doch ich erkannte gleich den heimlichen alemannischen Klang. „Ah," rief ich erfreut, „Sie sind aus L. und wohl ein Sohn des Gerbers und Stadtrats L.?" Persönlich kannte ich meinen Besucher nicht. Da ich als Wanderbursch die Heimat verließ, war er noch ein Kind. Aber ich hatte richtig geraten.

Bald wußte ich, daß mein Jüngling schon eine belebte Vergangenheit schleppte. Die Farbe des „schwarzen Stadtrats" hatte auf den Sprößling nicht abgefärbt. Er haßte jeden Zwang und liebte die Freiheit mehr, als ihm gut war. Wie weiland auf der Wartburg der Doktor Luther es mit dem eingebildeten Teufel machte, so tat Jung-Karlchen mit dem Professor, der für ihn ein richtiger Teufel war. Das Tintenfaß flog aber nicht an die Wand, auch nicht an den Kopf, sondern dem Teufel selbst an die weiße Hemdenbrust. Und der schlimme Schilke wurde mit Ekstase gepöbelt.

Für solche Sünder gab es im Schwabenland nicht weit von Ludwigsburg eine Anstalt, auf der „Freiheits-Enthusiasten" aus aller Herren Ländern wieder in Nüchternheit gebracht wurden. Dorthin kam Karlchen und fluchte der Tyrannei. Während der Vesperpause ergingen sich einstweilen die Tyrannen ruhevoll im Garten, um mit frischer Kraft die ungebärbigen Jungen zu bändigen. Aber, o Jammer, alle Eingänge waren verschlossen. Nur grinsende Jungengesichter drängten sich an den Fenstern. So beriet man draußen.

Endlich kommandierte einer: „Nur Seittern her! Durch das Fenster den Schlingeln auf den Leib gerückt!" So geschah's. Und drinnen ertönten die Rufe: „Jeder seinen Brotlaib in die Hand!" Der Sturm ward abgeschlagen. Aber die Handgranaten gingen zu Ende, und ein vorläufiger Friede wurde geschlossen. Karlchen nebst einem hispanischen Brandensöhnchen wurden als Räbelsführer ermittelt, vom Volk geopfert und dann hinausgeworfen.

In einer Reutlinger Schnellleiche für „Einzährige" genoß Karlchen seine weitere Ausbildung, die ihn beschäftigte, in Bayern bei der Artillerie zu Fuß sein Jahr abzudienen. Dann, als er heimkam, sprach der Stadtrat zu ihm: „Draus am Gerberbach neben dem alten Franz isch a Platz für dich frei. Dort kann'sch Haut falze und schabe, no werbe der d'Mucke schun vergehn." Die Mutter wollte ein gutes Wort für ihr Söhnchen einlegen, der Alte aber schnitt ihr die Einrede ab: „Do hän d'Wiber nix drin z'reden. Basta!"

Stolz und zäh zeigte Karl dem Alten, daß er nicht bloß Mucken im Kopfe habe. Die Geheimnisse des Leders kannte er bald, dann

ging es in die Welt. Bald wandernd, bald schaffend, wie's gerade kam. Bis in Skandinaviens Fjorden trieb es ihn. Aber plötzlich zog es ihn wieder in den heimatischen Schwarzwald. Dort wollte er sich einmal gründlich an den Brüsten der Freiheit laben. Hunte und Lohse konnten ihn nicht mehr reizen, er genoss wälzigen Lannenduft und machte sich keine Sorgen, daß die Muttergroschen zu Ende gingen. Singend und pfeifend wanderte er über Berg und Tal. Es gab genug einsame Hütten, die einen lustigen Wanderer gern an ihrem Tische sehen, und die mit Trank und Nahrung nicht zu geizen brauchten. Am Abend saß man dann in der rauchigen Stube beim Kienspanlicht und horchte auf die Geschichten des Fremdlings. Während die „Völter“ rastend die Hände zusammenlegten und die Felsen an des Künstlings Phantasie durch die niedere Stube geisterten, wurden des Bauern Ohren gleich noch in die richtige Zeit gesetzt und kuriert.

Wenn der Wandertrieb nachließ, so wurden wieder Felle gegerbt.

Zur selben Zeit tauchte auf den Schwarzwälder Höhen noch ein anderer Fremdling auf. Er nahm ein herrenloses verstecktes Häuschen in Besitz und bezahlte es, als sich der Eigentümer bei ihm zeigte. Dieser Waldgeselle war acht Fuß hoch, und stets begleiteten ihn zwei Doggen auf seinen Streifzügen und zwei Revolver hingen an seinem Gürtel herab. Die Bauern raunten sich über ihn seltsame Gerüchte zu, und ganz Kundige erzählten, er sei aus einem Geschlecht der ungarischen Steppen entsprossen. Weil ihm sein Vater nicht mehr gehorchen wollte, habe er sich dem anderen Teile der Monarchie zugewandt. Da herrschte er in Tirols Hauptstadt über ein Dragonergeschwader. Dort fand er auch seine Außerkörone, die der gelbstolze Papa aber ihrem Helben verweigerte, weil er seine Gulden zu sehr liebte. Eine Weile sah der Kriegsmann zu, dann hing er Pallaßsch und Ruten an den Nagel. So war ein Vater ohne Töchterchen. Aber auf Schwarzwälder Bergeshöhen hauste nun das Paar in Liebe und Eintracht. Erst als des Lebens Notdurft drohte, stieg der Gewaltige vom Berg herunter und holte aus dem Städtchen gemeine menschliche Nahrung. Hier traf er Karlchen, und sie verstanden sich. Wenn die Hunte zu viel wurden, so zog Karl mit dem Freunde auf die Höhe, und sie wanderten zu zweien. In allen Tälern war Freude, wenn die Gesellen einzogen. Und sie hielten oft Einkehr, denn beide waren keine Verächter des Glöckner, Klingelberger und Zeller. Waren dann die Wandervögel abgezogen, so fand man häufig den „Züricher“, den „Wanzentod“ und sonst allerlei Lesbares.

Stillvergönnt wurden die Sachen gelesen und für sich behalten, denn der Bauer ist nicht sehr mittelstäm. Aber die Gendarmen fanden

zuweilen auf ihren Rundgängen in einer Wirtsstube solche Blätter und forschten nach dem Verbreiter. Es sagte niemand etwas, doch legte sich der Verdacht zuletzt auf unsere Waldfreunde. Und damit war es genug, denn man scheute sich, an die beiden heranzugehen.

Nach einem solchen Ausflug zog Karl vergnügt nach seinem Heimatstädtchen zurück. An der Urquelle des Zeller hielt er eine letzte Einkehr und vermaß sich dabei, den an den Tischen sitzenden Witzern etwas mehr Licht in die Köpfe zu leiten. Das konnte ein Gendarm und der Ortsbote nicht dulden. Es wurde laut in der Stube, und bald sausten Karlchens Bretter (Häute) auf die beiden nieder. Die tapferen Wächter suchten beim Amtsgericht Genugtuung. Solchen Fleck ertug der reine Schild des Vaters Stadtrat nicht, und unser Karl eilte jetzt den helvetischen Gauen zu.

So kam es, daß ich meinen jungen Landsmann fand, und er erzählte, die Fremde in der Heimat seien der Meinung, wir könnten solche Hilfe schon gebrauchen, das sei nützlicher als das Verklappen babischer Polizeier. Einige Zeit besah sich Karl die schöne Züricher Stadt. Der heitere Dursch war gern gesehen im Kreise Gleichgestimmter. Aber bald zog es ihn wieder in die Fremde.

Der rote Postmeister hatte gleich seinem Kollegen Stephan den Betrieb immer mehr verbessert und erweitert. In dieser Zeit war er sogar zum Überseehandel übergegangen. Durch Frankreich und Belgien, auch über Kopenhagen wanderten seine Kollis ins Freihafengebiet von Hamburg. Dorthin lenkte jetzt Postillon Lederstrumpf in seinem Latendrang die Schritte. Es wurde eine Zurechtereit und Handel mit Häuten an einem geeigneten Orte aufgemacht. Die Sendungen der roten Post gelangten auf Schleichwegen vom Freihafengebiet in die alte Sammonia, wo sie in der Hunte- und Lederzurechtereit Karlchens verschwanden. In neuer Aufmachung wurden sie von da ins weite Reich gesandt. Gute Freunde, vor allem der „Notbart“ (der kürzlich verstorbene Genosse Steinfath), waren Berater und Helfer. Ein paar Jahre blühte so die Lederei, dann erlag sie der Konkurrenz der hanseatischen Polizei. Einer blieb in den Maschinen hängen, Lederstrumpf wanderte aus.

Es gab einen Strafprozeß. Das Korpusdelikt war ein Frachtbrief, den der Angeklagte geschrieben haben sollte. So wenigstens behauptete der Schreibfachverständige. Während der Verhandlung wurde plötzlich dem Gerichtshof verkündigt, daß der wirkliche Schreiber des Frachtbriefs im Publikum anwesend wäre und bereit sei, ein Duplikat zu geben, zum Beweis, daß der Angeklagte unschuldig auf dem Sündenbänkelein stehe. Lederstrumpf, der zu diesem Zwecke zurückgekehrt war, lieferte auch das Schriftstück und damit den Beweis seiner Täterschaft und verschwand dann, ehe man ihn fassen konnte.

Aber der Sachverständige erwies sich als unbefehrbar und sehr genau. Wie bei Heimis in Ulm erfolgte auch hier Verurteilung.

Karlchens Vater freilich hatte an diesen Beweisen einer Besserung im Dienste der „Noten“ keine Freude. Er verschloß die Kassette und beschnitt der Mutter die Groschen, damit sie nicht in ihrer Weichheit die Maßnahmen des Gestrigen korrigiere. Auch das kränkte unseren Freund nicht weiter. Er begab sich nach dem westfälischen Bergbau und stieg unverzagt in die Grube. Er schob zehn Monate für kargen Lohn den „Kohlenhund“. Als aber der Stadtrat sah, daß es auch ohne seine Kassette ging, da verdroß es ihn. Er fragte bei Freund Adolfus nach dem Dasein des Verstoßenen.

Adolfus aber wußte von nichts, doch schrieb er an Lederstrumpf kurz andeutend: „Lieber Freund, ein gewisser Vater scheint müde zu sein. Weihnachten ist bald. Ein verlorener Sohn dürfte bei seiner Wiederkehr ein geschlachtetes Kalb finden!“ Und so war es. Jetzt entdeckte Karl ein neues Gebiet zur Tätigkeit. In Halle studierte er nun Landwirtschaft. Dazwischen holte ihn sich die Artillerie zur Übung. Dort hatte sogar sein Gaul Freiheitsgelüste. Er holte zu einem Schlage gegen seinen Tyrannen aus. Doch brachte dieser „Mitschlag“ des dummen Gaules zwar nicht ihm selbst, sondern seinem Reiter die Freiheit. Und das Pferd blieb unter dem Sattel. Also frei geworden, sagte sich Karl, was nützt alle Wissenschaft, wenn sie nicht angewandt ist. Darauf übte er die Gutsverwaltung in einem schönen Tale seines lieben Schwarzwaldes. Doch auch dieser gesunden Beschäftigung setzte schließlich einer ein Ziel: Amor, der kleine, besiegte den großen Karl, daß er endgültig sprach:

„Fahrt wohl, Hände, Mist und Kohlen,
Jetzt werd' ich mir den Doktor holen!“

Nun schwitzte Lederstrumpf in Straßburg als studiosus medicinae. Das Werk gelang auch und wurde in Bayerns Hauptstadt mit dem Doktor zum Schluß gebracht. Da ward er auch noch von der „roten Notte“ mit allerlei bürgerlichen Mühen und Ehren bedacht, von denen der schwarze Stadtrat sonst vieles hielt. Der Junge tat dasselbe rot, wo der Alte schwarz geamiet hatte. Die heimattlichen Philister schüttelten die Köpfe, weil sie wieder einer tüchtig genarrt hatte. Man hatte ihn schon so schön und sicher unter die „unverbesserlichen Gutedel“ eingereiht gehabt. Da war es nun nichts. Nur ein paar ganz Intime behaupten: „Na, etwas Lederstrumpflisches“ ist ihm geblieben!“

Ein deutscher Edelmann, der aber kein Edelmann war.

„Ein Herr mit einer Empfehlung von Hans Arnold bittet um eine Unterredung,“ so meldete eines Tages Frau Motteler. Darauf trat ein zierlich, aber kräftig gebautes Männlein herein. Haltung,

das kühn gebogene Näslein und energische Gesichtszüge ließen einen Militär vermuten. Sein Blick war hell und scharf, doch schien Neigung zur Bosartigkeit darin zu funkeln. Dieser Mensch war Alfred v. Ehrenberg, baltischer Artilleriehauptmann a. D. Er hatte den Krieg gegen Frankreich mit Auszeichnung mitgemacht. Freund Hambrecht, der in der Kampagne unter ihm war, behauptete zwar, Leuteschinder sei er auch gewesen.

Später wurde er in das topographische Bureau nach Berlin berufen. Er war den Preußen nicht grün. Als „illegitimer Jähringer“ fühlte er sich berufen, Deutschlands Volk selbst zu beglücken. Er schrieb ein Buch über preussischen Gamaschendienst und Paradebrill und wies darin nach, daß sehr gut mehr geleistet und besser gespart werden könne. Aber so etwas soll man in Preußen heute noch nicht schreiben, damals durfte man es noch weniger. Ehrenberg erntete sechs Monate Festungshaft und den Abschied dazu. Die sechs Monate hat er in der Festung Wesel abgedient. Dann ließ er sich als freier Mann auf Schloß Rheineck in Unterfranken nieder. Zunächst suchte er Fühlung mit der süddeutschen Volkspartei. Das genügte ihm aber nicht, denn er wälzte große Pläne in seinem Strategengehirn. Durch den Würzburger Demokraten Köhl lernte er Hans Arnold kennen. So fand er den Weg zu uns.

Der Hauptmann a. D. war bald im Zug, uns seine Pläne zu entwickeln. Er wollte von unten anfangen, Gärtnerei und Landwirtschaft praktisch erlernen. Dann sollte es an die Gründung kommunistischer Kolonien gehen. Dabei war dem alten Charles Fourier das Unglück geschehen, ihm die Idee vorweggenommen zu haben. In der Freiburgschen Pflanzschule trat Ehrenberg als Lehrlinge ein. Stolz zeigte er uns am Abend seine Stiefel und Kleider, an denen Rot und Erde klebte. Er sagte dazu, indem er uns die Hände schüttelte: „Nun habe ich mich mit dem Proletariat vermählt.“ Später beklammerte er noch: „Jetzt kehre ich mir wieder nach Deutschland zurück, den Säbel in der einen, die Pistole in der anderen Hand. Aber die erste, die daran glauben muß, ist meine Mutter! Die hänge ich an...“ Es folgte eine abscheulich gemeine Nebenart. Von da an fragte man sich, ob der Mann nicht mehr verrückt als boshaft war.

Nach sechs Wochen hatte er die Lehrlingenlaufbahn satt. Jetzt betrieb er in Bollikon bei Zürich in dem Garten seines Landhauses die Gärtnerei auf eigene Rechnung. Als sein Garten Düng brauchte, da erwarb er ein Mädelchen und einen Hühnerhund, mit dem er die Landstraße besuhr. Danebenher wanderte der Hauptmann mit seiner Schuppe und gabelten Kopfscheitel und Kuhstaden darauf. Je höher der Mist auf seinem Karren anwuchs, desto stolzer war er. Er rief dann die Baronin herbei, um ihr seine Beute zu zeigen. Der „Proletarier“

hielt strenge darauf, daß das Dienstmädchen nie sich vermaß, die Titulatur zu unterlassen. Sonst aber fehlte er seine Ehre darein, seine Galanterie gegen die Baronin in Noheiten zu betätigen. Das hübsche und liebenswürdige Weibchen — die Tochter eines Industriellen aus Soden bei Schlichtern — ertrug das mit bewundernswürdiger Sanftmut. Um seiner Frau die „naturgemäße“ Lebensweise beizubringen, hieb er ihr mit dem Beil die hohen Absätze von den Stiefeln! Weinernd, aber ohne Groll, brachte sie mir dann die Verstimmelten zur Reparatur. Sie besaß auch einen niedlichen Seidenpintfcher. Eines Morgens, als sie noch in den Kissen lag, da trat der Herr in ihr Zimmer und krächzte lachend: „Da hast du ein Frühstück!“ Und auf das Bett flogen die abgetrennten langen Ohren des Pintfchers. Dieser Scherz ging ihr doch nahe. Sie klagte Motteler ihre Not und bat ihn um Rat wegen einer Scheidung. Motteler meinte, das müsse sie sich überlegen und mit sich abmachen. Unter Tränen platzte sie dann plötzlich heraus: „Ja, es geht aber nicht, von was soll denn der Alfred nachher leben?“ Und so blieb es, wie es war.

Die Gärtnerei genigte dem Strategen nicht mehr. Er steckte sein Ziel höher. Er ließ sich jetzt also vernehmen: „Was braucht man denn den krummaßigen Juden am Sozialdemokrat! Das Blatt schreibe ich umsonst und ganz anders.“ Er schrieb für die „Arbeiterstimme“ Artikel über die kriegstechnische Organisation bei Straßenkämpfen. Nun war aber unsere Geduld zu Ende. Motteler gab die Pavole aus, daß alle Genossen sich von dem Manne fernzuhalten hätten.

Er hatte mit den Anarchisten schon immer geklabauert, nun wandte er sich ihnen zu. Er sammelte einen Kreis um sich, dem er kriegswissenschaftlichen Unterricht erteilte. Um die Organisation bei dem Militär auszukundschaften, sandte er einen jungen und romantischen Studenten nach Deutschland. Ob dieser die Sache ernst genommen oder nur des Hauptmanns Geld verjubeln wollte, wußte man nicht, man glaubte aber das letztere. Ehrenberg wurde immer betriebssamer; über unsere Feigheit und Untätigkeit lästerte er in den höchsten Tönen.

Er suchte Fühlung mit dem staatsfeindlichsternen französischen Kriegsminister General Boulanger und stellte ihm in Aussicht, mit Hilfe der deutschen Sozialdemokraten eine Erhebung in Deutschland herbeizuführen. Den Plan von Wesel besahe er; auf die Wegnahme dieses Places könne er rechnen. So solle ihm Frankreich die Hand reichen und marschieren lassen. Dann könne gemeinsam die mitteleuropäische Republik errichtet werden. Dazu waren auch Mittel nötig, und er forderte vorläufig 600000 Franken.

Das war ein famoscs Pländchen, mit dem die deutsche Regierung uns in der Schweiz und in der Partei im eigenen Lande einen kräftigen Strich drehen konnte.

Die Franzosen wandten sich durch Clemenceau an unseren, als Journalisten in Paris lebenden Genossen Szapó (Poliger) um Erkundigungen über die Qualität des deutschen Edelmannes. Szapó erkannte wohl die Gefahr, die unserer Partei drohte. Er machte dem Stabe in Zürich Mitteilung und verschaffte ihm die Offerten des Hauptmanns. Davon wurde Abschrift genommen. Es galt nun zu handeln, um jeder drohenden Gefahr zuvorzukommen. Motteler arbeitete fieberhaft. Die Schweizer Behörden, in der Abwehr gegen den Verdacht, daß sie solche Dinge durch Duldung geschehen ließen, verhafteten Ehrenberg. Bei der vorgenommenen Haussuchung fand man noch mehr bei ihm. Von einem für den deutschen Gesandten in Bern bestimmten Bericht habe ich auf der Gerichtsstube in Zürich selbst Abschrift genommen.

Ehrenberg gab an, der Bericht sei für die „Kölnische Zeitung“ bestimmt gewesen! In diesem Bericht machte er Angaben über die bei uns am „Sozialdemokrat“ tätigen Personen. Ferner bot er sich an, an einem Sonntag gegen Abend, wenn Motteler und seine Frau gewöhnlich nicht zu Hause waren, eine Einbruchsexpedition zu führen und unsere Korrespondenzen usw. zu rauben.

Die Untersuchung ging weiter. Eines Tages durfte Ehrenberg, um seinen äußeren Menschen zu erneuern, in Begleitung zweier Polizisten seine Frau besuchen. Bald dauerte den Polizisten die Erneuerung etwas zu lange, und sie verlangten Einlaß in das Ankleidezimmer. Da war der Vogel davon, und er ist auch den Schweizern nie wieder zugeflogen. Doch es soll ihnen nicht einmal unangenehm gewesen sein.

In Freiburg i. Br. wurde er später verhaftet. Bebel hatte in Karlsruhe einige gerichtliche Termine in dieser Sache. Aber eines andern schönen Tages ließ man den vielseitigen Hauptmann auch dort davonschleichen! Genosse Dr. Johannes Weiß meldete später aus Transvaal, daß er Ehrenberg dort getroffen habe. Als ambulanter Mediziner zog er mit einem Eigennervwägelchen im Lande herum. Seine Frau war ihm dabei noch treue Begleiterin. Im Burenkrieg soll er dann als Offizier auf Seite der Engländer gefochten haben.

Ich konnte nie so recht glauben, daß Ehrenberg gegen Bezahlung gearbeitet hat. Seine Ansätze waren wohl in seinem exzentrischen Wesen und in seiner Abenteuerlust zu suchen. In seinen späteren Tagen kam dann der Haß und die Rachsucht gegen uns dazu. Jedenfalls war er der deutschen Polizei und Diplomatie ein sehr bequemer „Revolutionär“.

Ein Edelmann, der zwar keiner, aber wirklich einer war.

Die „Taten“ der Anarchisten einerseits, andererseits das Drängen und die Drohungen Bismarcks veranlaßten die Schweizer Bundesbehörden, ihre politische Polizei zu erweitern. Ein deutscher Friseurgehilfe und, wie sich herausstellte, Agent provocateur inszenierte eine Explosion von Sprengstoffen im Bundespalais zu Bern. Nun wurde als Chef der politischen Polizei ein Bundesanwalt, Dr. Tragler, bestellt.

Die Ehrenberguntersuchung zeltigte eine Ansammlung von Vernehmungen und Untersuchungen. Einen Fall will ich herausgreifen. Genosse Emil Czymanowski, anfangs in der Expedition des „Sozialdemokrat“, später als Färbereiarbeiter tätig, nährte sich in Zürich bei kärglichem Lohne ehrlich und tapfer. Wie ich hörte, soll er heute noch hochbetagt in seinem dunklen Kämmerlein Graue Gasse 7 haufen. Czymanowski hatte eine stattliche Gestalt. Sein weißer Patriarchenbart gab seinem Aussehen etwas Ehrwürdiges. Er war von Charakter lauter, gerade und treu. Sozialdemokrat war er mit Leib und Seele, dabei aber auch, wie viele seiner Landsleute, eifriger polnischer Patriot. Bei der jährlichen Feiertag im Polenheiligum Napierzwil fehlte er nie. Da er alter Militär war, hatte Ehrenberg sich öfter mit ihm über solche Dinge unterhalten. Nun sollte Czymanowski Rechenschaft geben über sein Verhältnis zu Ehrenberg. Der Polizeihauptmann Fischer durchsuchte das Stübchen in der Grauen Gasse. An der Wand hing ein Kornlöffel, einige alte Armaturgegenstände, ferner rotes Hemd und blaue Leibbinde — der Garibaldianer!

„Woher ist das Büg?“ fragte Fischer.

„Von meinem Dienst unter Garibaldi, 1870,“ war der Bescheid.

„Wie kommen Sie zu dem, Sie waren doch preussischer Militär,“ meinte Fischer erstaunt.

Da entgegnete der alte Soldat: „Bei Dijon zog ich es vor, statt gefangen zu werden, freiwillig zu den Franzosen zu stoßen. Bei Garibaldi ward ich eingereiht!“

„Em,“ sagte kopfschüttelnd der Polizeihauptmann, „Sie sind ein netter Patriot. Vor der Front zum Feind überzugehen!“

„Parbleu, Herr Hauptmann! Ich habe ganz korrekt gehandelt. Die Franzosen waren von jeher die Freunde der Polen, die Preußen aber unsere — Feinde! Ich bin also von meinen Feinden zu meinen Freunden desertiert!“

Die Logik dieser Tatsache konnte auch Hauptmann Fischer nicht entkräften.

Dann kam Czymanowski beim Bundesanwalt ins Verhör. Man wollte da wissen, woher der Pole den Ehrenberg kenne. Dr. Tragler

erhielt hierauf die Antwort: „Im Café Bellevue trafen wir uns öfter bei einer Tasse Kaffee.“

„So, das ist aber merkwürdig,“ äußerte Tragler, „Sie sind ein Färbereiarbeiter, und im Café Bellevue pflege doch Ihre Ständesgenossen nicht zu verkehren!“

„Dies schon, Herr Doktor, doch mit meinen Ständesgenossen kann ich hier überhaupt nicht verkehren.“

„Ich bin polnischer Edelmann, Herr Doktor. Hier in der Schweiz habt ihr keine Edelente; so kann ich mit solchen auch nicht verkehren!“

Da an unserem braven Czyman weiter keine Schuld zu finden war, so konnte er ferner in Frieden den Zürichern ihre Tücher färben.

Schwindelprämien.

Das unfähig niedrige und korrumpierende Spitzel- und Anklagerumwesen blühte trotz der für die Polizei so unliebsamen Erfahrungen ruhig weiter. In der Nummer 40 des „Sozialdemokrat“ vom Jahre 1884 wurde damals gelesen:

Schon wieder ein königlich preussischer Anarchist!

In Kiestal (Baselland) fand am 29. September Prozeßverhandlung gegen die Verbreiter der bekannten Stellmacherplakate statt. Zwei davon, Robert Pfau und Anton Wächler, wurden zu drei Monaten Gefängnis, der dritte, Theodor Weiß aus Dresden, dagegen zu sechs Monaten verurteilt.

Dieser Theodor Weiß nimmt unser ganz besonderes Interesse in Anspruch. Der Bursche, der sich schon bei der Verhaftung dadurch herauszuziehen suchte, daß er angab, er sei preussischer Polizeient, dies aber später wieder leugnete, hat es im Laufe des Verhörs vollständig bestätigt und zugegeben, daß er von einem Polizeikommissar aus Mähhausen, im Namen seiner Verwandten monatlich 100 bis 120 Mark Spionengeld bekomme und dafür Berichte über die Anarchisten an eine Frauensperson zu Händen der deutschen Polizei sandte. Und es wurde festgestellt, daß von dieser Seite her während der Haft des Burschens 120 Mark behufs besserer Verpflegung für ihn eingezahlt worden seien!

Recht niedlich, nicht wahr? Weiß hat eingestandenmaßen fast ganz allein die Verbreitung des Plakats in Kiestal besorgt, er, der Polizeient (1), hat zur „Rache für Stellmacher“ aufgefördert, und wer weiß, ob er nicht im Interesse des Geschäfts ein kleines Raubattentat eingeplant hätte, wenn die fatale Verhaftung nicht erfolgt wäre! So etwas bringt Geld ein und gibt den Oberen Ge-

legenheit, ihre staatsbreiterliche Befähigung vor dem gläubigen Publikum im glänzendsten Lichte erscheinen zu lassen.

Und es finden sich immer noch Dumme, die sich von solchen Polizeigagenten anführen, sich durch „radikales“ Gebaren täuschen lassen! Sie sehen nicht ein, daß die ganze Anarchisterei ein gesundes Fressen ist für das Heer von Schmarozern, daß sich „politische Polizei“ betreibt. Wie das die Geier, so lockt die Verschönerungsspielerei das Lumpen- und Abenteurergesindel an. Vor demselben kann man sich nur dadurch schützen, daß man ihnen die Möglichkeit nimmt, ihr schmutziges Geschäft mit Erfolg zu treiben, das heißt „lohnende Entdeckungen“ zu machen. So öffentlich wie nur möglich, das muß die Parole jeder Bewegung sein, die auf die Massen berechnet ist.

Die Verantwortung für dies infame Spitzelwesen fällt also für Deutschland auf diejenigen zurück, welche heute Hunderttausende von Staatsblutgern ihrer einfachsten politischen Rechte berauben, sowie auf die gewissenlosen Abenteurer, die das Provokationsgeschäft ihrer Eitelkeit zuliebe freiwillig betreiben. Darum unversöhnlichen Krieg den einen wie den anderen! —

Die Auftraggeber des Theodor Weiß waren der Spionenoberst Kattenbach und dessen Spießgeselle Polizeikommissar Bahn.

Am 21. September 1884 hatte Kattenbach eine heftige Unterredung mit dem Kreisdirektor v. Salbern, während der er in großer Aufregung davonkief. Wenige Stunden darauf verbreitete sich in Mülhausen die Nachricht, Polizeinspektor Kattenbach sei einem Schlaganfall erlegen.

Dieser Mensch war ein gewissenloser und leichtsinniger Bursche. Er hatte auf seinen Reisen in sieseler Gesellschaft viel Geld durchgebracht. Der Zweck seiner Machinationen war nicht, seine Oberen wirklich zu informieren, sondern möglichst viel Verbindungen zu unterhalten und dadurch reichlich Geldquellen zu erschließen. Es war ihm wohl bekannt, daß seine Kreaturen nur unbrauchbares, erlogenes Zeug berichteten, denn sie wollten, genau wie er, den Goldstrom offen halten. Daß sie aber nichts oder doch nur Irreführendes erfuhren, dafür sorgte die rote Postorganisation!

Da mußte nachgeholfen werden. Diesem Drange war auch der Fall in Nestal entsprossen. Wie erbärmlich ist es um eine Staatskassant bestellt, die sich solcher den Volkstörper durchsaulender Mittel bedient. Und daß Männer, die als die Helden der Nation und des Jahrhunderts gelten, sich nicht scheuen, die Mißwirtschaft mit ihrem Namen zu decken. Und wo die Mittel zu nötigen Kulturaufgaben fehlen, nicht nur dulden, sondern mitwirken, daß die Steuergroschen des Volkes unmoralisch und zwecklos vergeudet werden. Es wurde aber unverdrossen weiter gespielt.

Wie ich Nebenverdienst erwerben sollte!

Der Spitzelrichter und -protector Polizeirat Rumpf in Frankfurt a. M. war am 18. Januar 1885, abends 8 Uhr, erstochen aufgefunden worden. Der Tat verdächtig wurde einige Zeit darauf der Anarchist Julius Bieske verhaftet. Er verweigerte fortgesetzt jede Auskunft über sich und die Tat.

Um diese Zeit fand ich auf dem roten Postbureau in der Frühe einen schwarzgeränderten, an mich adressierten Brief vor. Die Handschrift war mir unbekannt, aber offenbar in verstellter Steilschrift geschrieben. Etwas erschrocken öffnete ich den „Trauerbrief“. Es stand darin:

Freiburg i. B. (Datum des Poststempels).

Sehr geehrter Herr!

Sie sind ein Badener, aus dem Amt Offenburg gebürtig. Ihre Verhältnisse sind mir bekannt. Sie haben mehrere Kinder und sind zurzeit in der Göttinger Volksbuchhandlung beim „Sozialdemokrat“ beschäftigt. Ihre Bezahlung daselbst ist recht bescheiden. Eine Verbesserung Ihrer Lage dürfte Ihnen nicht unangenehm sein.

Ich habe Gelegenheit, Ihnen auf anständige Weise zu einem erheblichen Nebeneinkommen zu verhelfen. Es handelt sich nämlich um Auskünfte für die deutschen Behörden über die Anarchisten. Zunächst über Julius Bieske.

Da ja die Anarchisten auch Ihre Feinde sind, so erweisen Sie Ihrer Partei nur einen Dienst damit und haben eine anständig erworbene gute Einnahme.

Eine persönliche Unterredung wäre nötig. Wir könnten uns in Waldshut treffen. Bitte um Mitteilung, Reisegeld sende ich Ihnen dann sofort. Die Sache muß aber geheim gehalten bleiben, auch Ihren Vorgesetzten!

Gechachtungsavoll

B. Mergenthaler
postlagernd Freiburg i. B.

Ich war sprachlos über diese Frechheit und überreichte das Schreiben dem an seinem Pult stehenden Motteler. In der ersten Erregung wollte ich dem Kerl einen groben Brief schreiben. Motteler hielt mich ab, und nach gemeinsamer Beratung ging folgende Antwort ab:

Herrn B. Mergenthaler, Freiburg i. B.!

Ihren Brief habe ich erhalten. Einen auf anständige Art zu verdienenden Nebenverdienst von der Hand zu weisen, habe ich keine Ursache. Mit den Anarchisten habe ich keinerlei Verbindung. Ich

kenne die Herren wohl, aber über den Fall Kieste ist mir gar nichts bekannt.

Wenn Ihnen eine Unterredung mit mir dienlich erscheint, so können Sie mich hier in Zürich aufsuchen. Nach Waldshut zu gehen wäre für mich doch eine sehr prekäre Sache, was Ihnen bekannt sein wird.

Hochachtungsvoll

J. B.

Unsere Absicht war, den Mann zu veranlassen, nach Zürich zu kommen, um dann durch die Züricher Polizei den Tatbestand feststellen zu lassen. Wer der Mann war, wußten wir nicht. Wir vermuteten immer den „Freund“ des Genossen Gang in Freiburg, den Kommissar Greif, hinter diesen Versuchen. Erst später erfuhren wir, daß es der Polizeinspektor Wohlgenuth war.

Unter dem Namen C. Mainzer wandte er sich in derselben Weise an einen mit uns verkehrenden Studenten. Dieser gab keine Antwort.

Eine staatszerhaltende Bordellmutter.

In Zürich war der Herr Schnitflerobert aber doch gewesen. Dies erfuhren wir durch folgendes Geschichtchen: Eines Tages besuchte ein Fräulein Anna Prohaszka aus der Spitalstrasse 12 in Zürich per Post ein Quartalsabonnement auf ein Exemplar des „Sozialdemokrat“. Aber alle uns unbekannten Abonnenten zogen wir Erkundigungen ein. Wir wußten, daß die deutsche Polizei häufig durch Mittelspersonen sich das Blatt zugänglich machte. Nun erfuhren wir zu der neuen Adresse, daß im Parterre des Hauses ein Bordell sei, die Prohaszka wäre die „Oberin“, die auch den im Vorderraum befindlichen Zigarrenladen zu bedienen habe. Da steckt was dahinter, meinte der Postmeister, und ich erhielt den Auftrag, die Sache zu ergutinden.

Am Erscheinungstag gaben wir die fällige Nummer zur Post. Ich hatte die Zeit des Austragens festgestellt und wartete nebenan im Restaurant Mesmer, bis der Postbote im Revier sichtbar war. Dann kaufte ich bei der Prohaszka Zigarren. Sie war eine nicht mehr junge, aber hübsche schwarzhaarige Wenzelsstochter. Ich ließ mir einen Stör geben und plauderte mit ihr. Da erschien in der Tür der Postili und warf ein Zeitungsblatt auf den Boden. „Ah, da kommen die Neuigkeiten,“ sagte ich und sah dabei das Titelblatt. „Aller Respekt, Sie sind ja eine ganz gelehrte Dame, da Sie sich solche Lektüre halten. Sie treiben wohl Politik?“

Sie wehrte ab. „Ah was, nie Politik. Blatt ist für Inspektor von Pulizei. Muß ich ihm schicken. Es wurte Woche dageswesen und hat bezahlt. Besuch mich jedesmal, wenn kommt. Nobliges Herr, Inspektor Wohlgenuth.“

Sie erzählte mir nun, daß sie in Mannheim, Strassburg und Mühlhausen schon „Dienst“ getan und mit den Herren von „die Pulizei“ sehr gut gestanden habe. Auch, daß sie die Herren immer besuchen, wenn sie „nach Schweiz“ kämen. Auch der Rattenbach wäre ihr Gast gewesen.

Ich suchte nun noch zu sondieren, ob man mit Hilfe der Prohaszka etwas weiter in die Maschen der Reichspolizei eindringen könnte. Bald hatte ich jedoch den Eindruck, daß das ein Versuch mit untauglichem Mittel wäre. Ihr Interesse für die Polizei erstreckte sich nur auf die „nobligen Herrn“ unter ihnen, sonst aber war ihr diese Institution sehr gleichgültig.

Entwisch.

In Zürich lebte seit einiger Zeit der Genosse Hochmüller. Er war Schuhmacher und betätigte sich nebenher noch als Lang- und Auslandslehrer. Als württembergischer Militärrekrut war er ohne Papiere und hielt sich nur gebildet in der Schweiz auf. Hochmüller war arm, schlug sich aber mit einer zahlreichen Familie ehrlich durchs Leben. Da erhielt eines Tages seine Frau den Besuch eines feinen Herrn. Er erkundigte sich nach dem Manne und teilte den Kindern „Gut!“ aus. Dann bedauerte er die mißliche Lage der Familie und ließ durchblicken, daß er dem Manne zu einem besseren Verdienste verhelfen könne. Er schenkte der Frau einen Zwanzigmarschein, den er seinem Taschenbuch entnahm und dabei wie spielend mit den darin befindlichen „Blauen“ blätterte. Beim Abschied ermahnte er die Frau, sie möge ihrem Manne gut zureden, bis er wiederkomme.

Er kam auch wieder, traf Hochmüller zu Hause an und riefte sofort mit seinen Wünschen heraus. Er fragte, ob Hochmüller uns kenne und ob er imstande wäre, unsere „Postwege“ zu beobachten und darüber mitzuteilen. Hochmüller erbat sich Bedenkzeit, die ihm gewährt wurde. Er sollte seinen Bescheid an C. Mainzer, postlagernd in Freiburg i. B., geben. Dies berichtete uns der arme Schwabe bei seinem Besuch.

Nun nahmen wir unseren alten Plan, den Spionenwerber über die Grenze zu locken, wieder auf. Hochmüller mußte mit ihm ein Rendezvous bestimmen. Am Pfingstmontag 1885, um 11 Uhr, sollte Hochmüller sich in der Brauerei Dietrich in Rheinfelden einfinden.

In aller Frühe fuhrn Richard Fischer und ich am bestimmten Tage Rheinfelden zu. Hochmüller kam mit dem nächsten Zug. Dort zogen wir einen Parteigenossen, den Zigarrenarbeiter Himmelsbach, ins Vertrauen. Wir kamen überein, Hochmüller sollte den Herrn C. Mainzer in den prächtigen Park am Rhein bringen, um dort

„ungestört“ mit ihm verhandeln zu können. Fischer und ich wollten dann aus dem Hinterhalt hervorkommen, um dem Herrn das Fell zu bleuen. Wir rechneten dabei auf eine Verhaftung der ganzen Gesellschaft und auf eine für den Spitzelwerber nicht angenehme Lösung des Knotens. Davon wollten wir auch die Polizei in Kenntnis setzen. Himmelsbach holte einen befreundeten Polizisten, der früher mit ihm in der Zigarrenfabrik gearbeitet hatte. Der freute sich sehr, mitzumachen zu dürfen, meinte aber: „I will die Sach aber doch minem Hauptmann sage, 's isch besser uf alli Fäll.“ Der Hauptmann sprach dazu: „Was hät denn der Chalt in üserem Ländli j'ante un macht üs nit emol e Mäldig. Dem wölle mer Spitzel anwerbe. Wenn ihr 'ne verhaue wöllet, isch's kei Schad um dene Burscht, aber nütig isch es nit, der wird einfach au so packt.“

Er schickte nun den Polizisten in Zivil nach der Brauerei Dietschi, um den Verlauf der Verhandlung zu beobachten. Dort wartete der Mann aber vergebens. Auch Fischer und ich verlebten im Parle ungeduldige Stunden. Hochmüller und C. Mainzer blieben aus. Spät am Nachmittag kam endlich der Polizist und sagte: „Der Chalt isch no nit cho.“ Dann kam auch Hochmüller, und wir mußten uns darein finden, daß das Spiel mißglückt war. Etwas betrübt machten wir uns auf die Heimfahrt. Dem Polizisten spendierten wir ein Trinkgeld, da tröstete er uns: „Der Kog chunt scho wieder emol, dann nehmst aber kei andere Polizist als mi, denn der Chalt will i fange.“

Am anderen Morgen brachte uns Hochmüller einen Brief von C. Mainzer. Der schrieb: Sie waren in Rheinfelden, ich auch. Sie haben mir aber eine scheußliche Falle legen wollen. Wer mich fangen will, muß selber aufstehen!

Wir konnten nur vermuten, daß er schon vor uns in Rheinfelden war, mich wahrscheinlich beim Aussteigen erkannte und Unrat witterte. Wie Herr C. Mainzer dann am Ostermontag 1889 doch zu spät aufgestanden ist, werden wir noch erfahren.

Versprengte.

Obwohl die Ausbeute fast immer recht dürftig war, hegte die Polizeimeute unaussprechlich hinter uns her. Der Grenze entlang jagte eine Verhaftung und Untersuchung die andere. In einem Dorfe am See wurde einmal eine ganze Familie, Vater, Mutter und unmlindige Söhne und Töchter in Untersuchungshaft gehalten.

Die Ausweisungen im Belagerungsgebiet des Nordens, etwa 1000 an der Zahl, sind in Ignaz Muers Büchlein „Nach zehn Jahren“ geschildert. Mantewffel, als preussische Spitze in Elsaß-Lothringen, wollte nicht zurückbleiben. Er geizte nach dem Ruhme, in seiner Provinz überhaupt keine Sozialdemokraten aufkommen zu lassen.

Wozu stand ihm der Diffamierungsparagraph zur Verfügung! Fleißige und brave Menschen wurden gehegt und ums Brot gebracht, während die Ordnungsgesellschaft Schufte und Lumpen züchtete und ihnen zu reichlichem Erwerb verhalf.

In Frankfurt a. M. wurden am Weihnachtsabend einige Genossen vor Gericht geladen, und am Weihnachtstag wurde einer größeren Anzahl die Ausweisungsbefehl zugestellt. Eine Veranlassung zu dieser Maßregel lag nicht vor. Sie wurde auch allgemein als ein Akt der Bosheit aufgefaßt. Bürgerliche Blätter behaupteten selbst, daß Bismarck die treibende Kraft gewesen wäre.

Für den roten Postmeister hörten in jener Zeit, neben der Postarbeit, die Mühen und Sorgen für die brotlos gewordenen Ausgewiesenen, Versprengten und Flüchtlinge nie auf. Er versuchte alles, Arbeit für die Gehegten zu finden. Es gelang ihm auch, sie in die Schweiz, nach England, Frankreich und Belgien zu verteilen.

Dort haben sie alle für ihre Überzeugung weitergewirkt!

Im Spitzelsold.

Die Spitzelplage erreichte ihren Höhepunkt in der Mitte bis zum Ende der achtziger Jahre. Wie Heuschrecken schwirrten sie herbei. Keine Versammlung fand statt, in der sich nicht einige dieser „der Sache wohlwollende Freunde“ vorstellten. In der Regel waren es schiffbrüchige Beamte, entlassene Offiziere, entgleiste Pfaffen und verkrachte Bourgeois, nur selten Arbeiter. Motteler aber war wachsam, das Volk kam nicht an uns heran. Manche hatten erkaufte Geheimnisse aus dem Reiche anzubieten, darauf aber verzichtete die „vaterlandslose Verschwörerbande“. Auch einer der Erzähler des Prinzen Wilhelm, der flüchtige Geländer, Leutnant D'Anne, der später, als er seiner Stippe lässig wurde, nicht aus den Gefängnissen herauskam, sofern er nicht ausbrach, versuchte, bei uns sein Geschäft zu machen.

Ende 1887 nannte der „Sozialdemokrat“ dann die Namen der Personen, die augenblicklich von dem Berliner Polizeipräsidenten als Agenten beschäftigt wurden. Es waren: Sachs, Schriftsteller in London, ehemaliger Polizeileutnant, Theodor Reuß in London, Heinrich, früherer Schmied, jetzt Weißbierwirt in Zürich, Karl Schröder, Schreiner und Versicherungsagent in Wiesbaden, Friedrich, Christian Haupt, Agent in Genf, Max Trautner, Schriftsteller in Paris, H. Oberwinder, Schriftsteller in Paris, H. Ronne, Sprachlehrer in Paris, Ludwig Schwennhagen, Magdeburg, A. Wichmann, Agent in Altona, Neumann, Fischer, Hamburg, Hermann Nebel, Buchhändler in Leipzig.

Diese Agenten wurden gut besoldet. Reuß und Oberwinder erhielten monatlich 450, Ronne 250 Mark. Schröder war seit Jahren

besoldeter Agent der Berliner Polizei. Er besaß auch eine Kiste Dynamit, die er angeblich vor Jahren von einem Anarchisten in Verwahrung übernommen hatte. Schröder erhielt in den Jahren seiner Tätigkeit aus der Reichskasse 10000 Mark, die Spitzelsolde für die Londoner und Pariser Kollegen waren noch höher.

Ein sehr mobiler Herr war Max Trautner. Bayerischer Offizier, angeblich wegen Duellverweigerung entlassen. Der Mann war sehr sprachenkundig. In der Türkei hatte er schon in militärischer Schnüffelei geamtet. Dann wartete er in Berlin auf eine ihm versprochene höhere Polizeistelle.

Bei uns bestellte er ein direktes Briefabonnement auf den „Sozialdemokrat“. In seiner Korrespondenz mit uns gab er sich als Genosse.

Einmal bezahlte er das Abonnement verspätet. „Eine Haussuchung habe er gehabt. In einem alten Reiterstiefel bewahre er den „Sozialdemokrat“ und sonst Geheimnis auf. Seine Frau habe das Zeug noch schnell ins Feuer gebracht. Leider sei auch sein letzter Hundertmarkschein dabei gesteckt und mitverbrannt.“ Das gab er als Entschuldigung an. Offenbar wollte er damit Vertrauen erwecken!

Er „arbeitete“ dann in der Schweiz, Belgien, Paris und London, wo er sich in Studenten- und Arbeiterkreisen als Parteigenosse aufspielte. Da er um den versprochenen höheren Posten in Berlin stets mahnte, erklärte ihm der Spitzelschef Krüger: „Diese Posten seien nicht für Leute seiner Dualität.“

Nun suchte der vielseitige Mann die Spitzelorganisation an uns zu verraten. Vertraut hatte man ihm dort schon länger nicht mehr recht. Alle Briefe mußte er nach Kenntnisnahme zurücksenden. Zu helfen weiß er sich. Wozu hat man die Photographie! Als er dann noch gar in die Partei aufgenommen werden wollte, „da er durch den Verkehr mit unseren Leuten nun selbst Sozialdemokrat geworden sei“, da bekam er von Eduard Bernstein ungefähr dieselbe Antwort wie von Krüger.

Julius Motteler setzte nun alles daran, die Vorbereitungen zu treffen, um die uns Erreichbaren zu überführen. Nachdem seine Arbeiten so weit waren, haben dann Hermann Schlichter den Schröder und Richard Fischer den Haupt überrumpelt und zu Geständnissen gebracht.

Der Züricher Polizeihauptmann Fischer stellte die Spitzeltreibereien amtlich fest, er bestätigte auch, daß Schröder mit deutschem Polizeigeld beim Buchdrucker Bührer in Schaffhausen die Moskische „Freiheit“ hatte herstellen lassen und im Besitz einer Kiste Dynamit war.

Nun war auch klar, warum Ehren-Schröder bei den Krawallen des Züricher Schlosserstreits sich unter die aufgeregte Masse mischte und den Rat erteilte: „Geh! heim und holt Revolver!“ Vielleicht

war er da noch nicht im glücklichen Besitz des Dynamits. Und als Freund Conzett die Massen zur Ruhe und Vernunft ermahnte, da schrie Schröder: „Munter mit dem Galunten!“ Hatten doch die deutschen Polizeiregenten ein reges Interesse daran, durch diese Unruhen die Schweizer gegen uns zu erbittern.

Das Ende des Schweizer Asyls.

Die deutsche Regierung plante eine Verlängerung und durch den Expatrierungsparagraphen Verschärfung des Sozialistengesetzes. Ihre Spitzel waren an der Arbeit, Material zu sammeln. Ende Januar 1888 gelangte die Vorlage an den Reichstag zur Verhandlung.

Das Material war da, aber ganz anders, als die Herren Puttkamer und Komp. es sich gewünscht! Die Wirkung war ungeheuer, als an jenem denkwürdigen Tage Paul Singer die amtlich bestätigten Enthüllungen preisgab. Bismarck suchte die schmutzigen Geschichten durch die Erklärung zu rechtfertigen: Denken Sie sich ein Ministerium irgendeines Kulturlandes ohne diese Mittel (das heißt geheime Polizeiagenten), so ist die öffentliche Sicherheit auf politischem Gebiet nicht vierundzwanzig Stunden aufrechterhalten. Dann schimpfte er über die Schweizer Beamten, die das möglich gemacht, und nannte sie eine „Bande von Strolchen“. Aber das Schicksal der Vorlage war besiegelt. Bis in die Reihen der Konservativen schämte man sich der Praktiken der Regierung.

Hatte die deutsche Regierung schon von Anfang an den Schweizer Bundesrat zu Maßregeln gegen die Leute vom „Sozialdemokrat“ zu drängen gesucht, so begann man damit wieder beim Erscheinen des „Roten Teufel“. Der Druck setzte erst recht ein. Die Schweiz hatte uns oft namhaft geschickt und große Dienste geleistet, nun fügte sie sich aber dem Stärkeren. Dr. Trappier schaffte nun auch „Material“ herbei, und am 18. April 1888 fiel der Schlag. Bernstein, Motteler, Schlichter und Trautner wurden aus der Eidgenossenschaft verwiesen. Die Schweizer Genossen und das freisinnig gesinnte Volk erhoben Protest. Im „Pflaumsaal“ stand Professor Arnold Döbel vor der erregten Menge und rief: „Schweizervolk, habe den Mut, einen Schurkenstreich auch einen Schurkenstreich zu nennen!“

Am 18. Mai reisten die vier Freunde nach England ab. Ein viel tausendköpfiger Zug gab ihnen das Geleite.

Um das Weitererscheinen des deutschen Kampforgans in der Schweiz zu ermöglichen, trat der Schweizer Conzett in die Bresche. Auch der Pfarrer Th. Wirt hatte sich dazu erböt.

Um dieselbe Zeit war zufällig Schröder in Zürich aus der Haft entlassen worden. Am anderen Morgen waren in der Umgebung

seiner Wohnung Plakate angebracht, und es stand darauf: „Hier wohnt Spigel Schröder!“ Eine schwarze Hand deutete nach seiner Wohnung hin.

Bald kam von London die Nachricht, daß die vier Freunde angelangt waren und sich vorbereiteten, die Übersiedlung des „Sozialdemokrat“ in die Wege zu leiten. Unter der Firma des Genossen Konzett war jetzt Richard Fischer und mir die Aufgabe zugefallen, für ununterbrochenen Fortgang des Unternehmens in Zürich zu sorgen. Joos und Frau Motteler, die nach London noch nachfolgen sollten, halfen in gewohnter Tätigkeit mit. Freund Bianzani in Winterthur kam uns als Zwischenspediteur sehr zustatten.

Der versetzte „Rote Staatsanzeiger“ flog nach wie vor munter über die Grenze ins Reich. Uns aber ließ man wissen, die Polizei drüben sei ärgerlich wie kleine Kinder, die ihren Willen nicht bekommen. Sie merkte bald, daß die Ausweisung ein Spiel daneben war. Hatte die Hilfe der Schweizer im „großen“ nichts genützt, so suchten sie jetzt im „kleinen“ uns beizukommen. An verschiedenen Grenzpunkten bohrte man an, die Schweizer Behörden gegen uns mobil zu machen. Wiederum war es die Saint Gallener Polizei, die hülfsreich zusahnte.

In Maribor, nicht weit vom See, fiel der Schnüffelei einiges in die Krallen. Genosse Beck in Ravensburg wurde festgesetzt. Spuren leiteten nach Morshach als Ausgangsstation. Die Polizei dort hielt bei dem als Vermittler Verdächtigen eine Hausdurchsuchung. Zwei Briefe ohne Unterschrift wurden gefunden und der Ravensburger Behörde überliefert.

Diese sandte dieselben an die Züricher Polizei, damit der Briefschreiber festgestellt werde. Unter der Ära des Bundesanwaltes Dr. Traxler mußte auch diese dem Verlangen stattgeben. Immerhin meinte doch ein maßgebender Beamter, bei dem Richard Fischer sondbierte, „man brauche ja nicht zuzugeben, die Briefe geschrieben zu haben“. Als mutmaßlicher Täter ward dann ich vernommen. Ich lehnte ab, auszusagen, da es sich um die Untersuchung gegen einen Genossen handle, der sich in den Händen der deutschen Polizei befinde.

Da wurde der Beamte sehr fuchsig. „Ob ich denn glaube, daß man der deutschen Behörde etwas mitteilen werde, das dem Verhafteten schaden könnte!“ Ich aber meinte: „Dann braucht man auch keine Untersuchung machen.“ Ich hörte auch nichts mehr von der Sache. Doch erfuhr ich bei dieser Gelegenheit, daß ich und Emil Krüger immer noch in der Liste der Anarchisten prangten. Ich verlangte nun eine Michtigstellung auf Grund früherer Feststellungen.

Letzte Schmuggelfahrten.

Um den Transit in Gang zu halten, war ich immer wieder benötigt, ab und zu an die Grenze und auch hinüber zu gehen. Dort erlebte ich noch oft in meiner Tätigkeit manchen Zwischenfall. In Waldsee, im schwäbischen Oberland, saß ich in einer Brauerei und machte meine Pakete fertig zur Post. Da kam ein Polizeier mit einer Bestellung an den Wirt. Er unterhielt sich mit mir, und ich fragte ihn aus über einige Firmen, mit denen ich Geschäfte machen wollte. Dann bezahlte ich ihm einen Schoppen und fragte, wo die Post wäre. Als er sah, daß ich schwer zu tragen hatte, nahm er die Hälfte der Pakete selbst und trug sie mit bis an den Posthalter.

Ein andermal hatte ich meine Sachen glücklich nach Konstanz gebracht. Dort fand ich keine unverdächtige Stelle, um die Verpackung vorzunehmen. Da half Hans Arnold. „Am Münster auf der Seite ist häufig ein Pförtlein offen,“ sagte er, „da gehst hin, denn da sucht dich niemand.“ Das tat ich und fand außerdem die Türe zu der einige Treppen tieferliegenden Konradikapelle auch noch offen. Bald lagerte die unheilige Ware dort. Als ich fertig war, wurde die Packerei bei einem befreundeten Bahnbeamten, der Nachtdienst hatte, gelagert. In der Kapelle fanden aber am anderen Tage die Frühmehrwelber abgebrannte Kerzen, Packpapier und Strickseile, als Winkensorte noch ein Exemplar „Anti-Syllabus von Dr. Stauffer“. So tuschelten sie entsteht und geheimnisvoll auf dem Nachhauseweg.

Vom Amtsgericht in Konstanz machte ein dienstbarer Geist an Hans Arnold die Mitteilung, daß sich verschiedene abgefangene Handkoffer und anderes dort befänden. Arnold werde wohl wissen, wem die Sachen zu eigen gehörten; sie ständen da im Wege herum, und wenn man reinen Mund halte, könnte man die Dinge wieder haben. Das geschah auch.

Am See war eine Störung eingetreten. Da eine eilige Sendung vorlag, reiste ich nach Basel. Auch hier waren die Wege durch Verhaftungen unsicher geworden. Ich deponierte die Ware und fuhr zu einem Freunde nach Säckingen. Er war gern bereit, doch mochte ich diesem kleinen Geschäftsmann die Folgen seiner Hilfe nicht zumuten. Nun empfahl er mir einen Mann, den Leiter einer Fabrik, der unserer Sache wohl gewogen wäre. Diesen suchte ich auf, fand ihn aber nicht, denn er war gerade auf einer Freijagd. Nun wanderte ich nach dem Dorfwirtshaus am Rheim, in dem die Jäger einzufahren pflegten, und traf dort die vergnügte Jagdgesellschaft. Es waren Waller Herren, Pächter der badischen Jagdreviere und ihre Gäste. Bereitwillig wurde ich von dem Herrn zu einer Unterredung ins Nebenzimmer geführt.

Als er mich angehört hatte, sagte er: „Die Versendung macht mir keine Sorge, aber das Herüberbringen.“ Dann fann er eine Weile nach und meinte: „Wissen Sie was, übermorgen ist wieder große Jagd; nach Schluß gibt es ein Gelage in den Fabrikräumen. Für Essen und Trinken sorgen die Basler; ihre Sendungen passieren die Zollschranken stets ungehindert, denn man ist sehr kulant gegen die Basler Bourgeoisie. Nicht umsonst werden die Zöllner oft als Gäste zum Schmause eingeladen. Nun holt unser Fuhrknecht morgen die eß- und trinkbaren Sachen bei einem Basler Herrn ab. Sorgen Sie für eine konforme Verpackung, dann hält er bei ihrem Quartier und ergänzt seine Ladung!“

Nach diesen Worten führte er mich in die Gesellschaft zurück, der ich als ein befreundeter Nimrod aus der Umgegend vorgestellt wurde.

Frohgemut über diese Aussicht nahm ich am anderen Tage die Packerei vor. Der Fuhrmann holte gegen Abend die Dinge ab; durchs Telephon erfuhr ich bald danach, daß der „Proviant“ heil eingebracht sei. Morgens um 5 Uhr zog ich dann mit den Basler Jägern ihren Jagdgründen zu. Ich war eingeladen, mit zu jägeln. Mitten drin bestiel mich aber ein „Unwohlsein“, und ich zog mich in die Fabrikräume zurück, um die Einteilung der Waren zum Versand zu ordnen.

Der neue Freund hatte die Versendung prächtig besorgt und versprach mir noch, in den künftigen Tagen für die „Schweizer Rohmaterialien“ Sorge zu tragen.

Mit dem Bewußtsein, nun einen ganz sicheren Weg gemacht zu haben, fuhr ich froh zurück. Aber dieser Erfolg war von allzu kurzer Dauer: vor lauter Freude über den gelungenen Streich hatte der Schur nicht schweigen können. Wir mußten auch ferner mühsam unsere Wege wandeln.

Bei Basel, in Lörrach und Umgebung hatte die Spitzelzucht so allerlei erlaucht, erhascht und zu einem Prozeß verdichtet. In Untersuchung saß eine Frau, die sich in geeigneten Umständen befand. In ihres Herzens Mitten hatte sie mehr geplaudert als gut und ihr wohl selbst lieb war. Das Gericht machte eine große Aktion aus der Sache. Es gab viel Verurteilungen; auch Genosse Adolf Geck bekam wieder einmal sein Teil ab, daß er in Freiburg redlich abverdiente.

So toll wie bei den Faschingswahlen 1887 hatte in Freiburg die Rolle der Ordnung nie zuvor gehaut. Genosse Kaufner saß wegen eines verunglückten Pakets in Untersuchung. Zwei verblindete Bremser ließen in ihrer Schlaftrunkenheit einen Sack, den sie im Waggon mitnehmen wollten, auf offener Strecke bei Basel liegen. Der Sack war

aber mit — „Sozialdemokrat“ angefüllt. Die versuchte Rettung kam zu spät, es wurde bei Genosse Gaug in Freiburg Hausdurchsuchung gehalten. Gaug hatte auch die Adresse, verschluckte sie aber vor den Augen des Kommissärs Greiff. Nun ging es mit ihm ins Loch.

Staatsanwalt Gaiser versuchte es, mit dem Schrecken auf die Wahl zu wirken. Gegen zwei Duzend Genossen wurden in Schatten gesetzt, manche von ihnen trugen noch das bunte Faschingskleid. Als Adolf Geck abends anlangte, um nach dem Rechten zu sehen, geschah ihm dasselbe. Wieder stand er in dem Gefängnis Hof und hatte auf seine Weise auch Einlaß. „Ich bin ein freier Mann und singe,“ klang seine große Stimme in die Nacht hinaus. Da rührte es sich an vielen Gittern, und die Freunde erwiderten die Anmeldung des verhafteten Kandidaten. Da seine Verhaftung auf einem Irrtum beruhete, wurde er bald wieder entlassen.

Überstiebung des „Sozialdemokrat“.

Am 1. Oktober 1888 erschien die Nummer 40 des „Sozialdemokrat“ als erste Ausgabe in London. Die vier Ausgewiesenen hatten viel Mühe und Widerwärtigkeiten zu überwinden gehabt, bis die geschäftliche Einrichtung so weit gefördert war. Frau Motteler und Joos waren schon nach London nachgefolgt. Auch Richard Fischer wollte fort. Vorerst war er noch nötig, die geschäftlichen Veränderungen in Zürich mit uns in Ordnung zu bringen. Die Druckereieinrichtung wurde verkauft und eine Buchhandlung der „Arbeiterstimme“ von C. Conzett errichtet.

Wir schanzten alle wie die Fuhrknechte, bis die umfangreichen roten Literaturvorräte in das neue Lager und Ladenlokal überführt waren.

In unserem Lokal betrieb Genosse Karl Grimm noch eine Buchbinderei und Schreibmaterialienhandlung. Er war uns hier oft Hilfe und Deckung zugleich.

Bald merkte das Bismarcksche Spitzelbureau, daß der verlorene Posten in Zürich noch wacker am Leben war und sich rege betätigte. Seine Organisation blühte auch weiter, und es wurden neue Spitzelwerbungen unternommen. Hatten sich früher mit Vorliebe Oble der Nation diesem Geschäft gewidmet, so auch jetzt. Anfang März 1889 berichtet die „eiserne Maske“, daß ein ehemaliger Leutnant v. Bracht und ein Herr Schmidt in die Schweiz abgereist wären, um zusammen mit einem Herrn Alfred v. Hartung zu operieren. Besonders Berliner Ausgewiesene sollten aufs Korn genommen und in die Fänge der Spitzel gelockt werden.

Mitte März waren sie schon am Werk, doch fanden sie keine Gegenliebe, wie wir erfuhren.

„Greiff.“

In Deutschland suchte man in der Korruption nicht minder sein Heil. In Freiburg i. B. stand Genosse Friedrich Haug trotz Prozessen und Gefängnis von Anfang bis Ende der Feldpost aufrecht zur Hilfe. Sein besonderer „Freund“ war der Kommissar Greiff. Diesen eifrigen Herrn hielten wir lange für den Urheber der Wohlgenuth-Machenschaften, da der Name Wohlgenuth uns noch unbekannt war und er mit Vorliebe von Freiburg aus seine „Minen“ legte. Diesen Greiff hatte der „rote Frieder“ rechtlichaffen geärgert. Den Liebesack des Haug, den er auf seinen Gängen stets unter dem Arm trug, nannte Greiff allemal das „Erlösäckel“. Nun nannte Haug seinen überflüssigen Begleiter „Greiff“. So oft der Kommissar in Sicht kam, wollte das kleine Vieh nicht „folgen“, und es mußte von seinem Herrn schneidig gerufen werden. Darob aber erkalte die Freundschaft des Kommissars nicht. Der rote Frieder wurde fleißig von ihm angebedient. Haug sollte beileibe nicht für die Polizei Rundschaft kiesen. „Nur im Interesse der großen liberalen Partei,“ meinte Greiff zu ihm, „die ja doch auch nur dasselbe will wie Sie.“ Man wollte sogar gern die Hausmiete übernehmen, nur um zu beweisen, daß man dem Volk und Mittelstand wirklich helfe. Nicht nur mit Worten, wie die Sozi!

In der Falle.

Jetzt tat auch Spitzelwerber Wohlgenuth wieder fleißige Arbeit. In Klein-Basel wurde er oft verhandelnd mit Arbeitern gesehen. Ich erhielt aus Basel einen Brief vom Genossen Balthasar Luz, dem ein anderes Schreiben beilag, das die bekannte Steilschrift des „Mergenthaler“ trug.

Diesmal nannte er sich „Schwarzwälder“. Er wollte gegen reichliches Entgelt Berichte über den immer noch blühenden Schmuggel, über Personen und Agitation haben. Sofort fuhr ich nach Basel, denn unser „Zuspätkommen“ in Rheinfelden 1885 trieb mich so schnell dorthin. Luz sollte nicht zusagend, auch nicht vernehmend antworten. Das tat er gleich, und ich fuhr zurück in der Gewissheit, daß man nun die Sache besser dechseln könne.

Wohlgenuth verlangte von Luz eine Probearbeit, um „einen Maßstab über dessen Fähigkeit für die Honorarfestsetzung zu gewinnen“. Fürsprech Reichel von Bern hielt die Feste bei der Mäzfeier in Basel. Darüber sollte Luz berichten. Ich konzipierte einen nichtsagenden Bericht, der mit einigen orthographischen Fehlern verziert war. Am Schlusse fügte Luz bei, daß er zu einer mündlichen Unterredung auf Schweizer Gebiet bereit sei.

Ich lachte hell auf, als Wohlgenuth den Vorschlag machte, Luz in — Rheinfelden zu treffen. So günstig hätte ich mir die Situation nicht träumen lassen, und den Wohlgenuth zog es wohl wieder an die Stätte, da er früher als wir aufgestanden war. Daß der Polizeihauptmann Baumann in Rheinfelden 1885 bereit war, zu tun, weigerte er sich auch jetzt nicht. Wohlgenuth war voller Freude, nach seinen Mißerfolgen endlich ein gefügiges Werkzeug gefunden zu haben. Er schrieb ermunternd an Luz: „Wählen Sie mir lustig darauf los!“ Also nicht bloß Rundschaften geben, auch Spitzelerei sollte Luz treiben. Damit lieferte Wohlgenuth selbst die Handhabe, an der die Schweizer Behörde ihn festhalten konnte.

Genosse Muffschläger wanderte jetzt nach Rheinfelden, um die nötigen Schritte zu veranlassen. Polizeihauptmann Baumann war bereit. Mit diesem Wahlbrief in der Hand konnte selbst die Bundesbehörde in Bern ihre Zustimmung nicht versagen.

Derweilen hatte Wohlgenuth sich noch an einen Parteigenossen in Basel gewandt. Der Bescheid lautete wieder ablehnend; damit gab sich Wohlgenuth aber nicht aufrieben, sondern er schrieb an den Genossen zurück: „Sie sind ein großer Esel. Ich teile doch selbst Ihre Bestrebungen, und neben der Förderung derselben hätten Sie noch monatlich 200 Mark verdient!“ Auch diese Korrespondenz wurde den Schweizer Behörden zur Verfügung gestellt.

Am Oster Sonntag den 21. April 1889 fuhr unser Balthes Luz nach Rheinfelden. Wohlgenuth ließ nicht lange auf sich warten, und sie gingen nach der zur Unterredung bestimmten Wirtschaft. Drei Herren der Rheinfelder Polizei hatten sich in Zivil zur Behorchung der Unterredung bereits an einem Gattisch niedergelassen. Wohlgenuth schäkerte mit Rosalie, der Kellnerin. Sie bewunderte seine schönen Fingerringe und versicherte leichthin auf seine Frage, wer die Herren seien: „Das sind Käftler von Basel.“ So begann die Unterhaltung. Wohlgenuth zog alle Register, den Luz zu eifriger Arbeit zu bestimmen. Dieser aber erwiderte zuletzt heftig, daß er für solche Sorte Arbeit danke. Die schon erhaltenen 200 Mark aber habe er der Armentasse überwiesen. Da sprangen die Polizeibeamten auf und verhafteten den Spitzelwerber. Der berief sich auf seine Polizeieigenschaft, und als das nichts half, wollte er nur als Privatmann hien gewesen sein.

Ich erhielt zur selben Stunde nach Zürich ein Telegramm, daß „Freund“ Wohlgenuth in sicherem Gewahrsam sei. Diese Depesche wollte ich nach London weitergeben; da weigerte sich der Beamte, sie zu befördern, da diese Sache politisch sei und Deutschland betreffe. Durch telephonische Anfrage erhielten wir von Polizeihauptmann Fischer die Erlaubnis zur Absendung.

In dieser Nacht feierten wir in einer Wirtschaft der Jähringer Straße den gelungenen Streich. Spät in der Nacht wurde mir mitgeteilt, daß die Polizei mich zu Hause suche, ich solle sofort zum Polizeihauptmann kommen. Sofort eilte ich nach seinem Bureau an der Wasserbrücke und traf ihn dort sehr erregt, in Hemdärmeln arbeitend. Da berichtete ich den ganzen Gergang. „Hm,“ meinte er dazu, „die Sach war schon recht, aber nun könne mer sis uf a Gfäßlt gfaßt mache. Den meineidige Schtreich, den Sie ihm do gspielt hem, tränkt sis der Bismarck in und Ihrer Partei wohl au.“ So entließ mich der Herr Hauptmann. Und richtig, bald hörten wir den Sturm.

Liquidation.

Es erregte großes Aufsehen, daß ein deutscher Polizeikommissar bei gemeiner Spitzel- und Mäharbeit auf frischer Tat gefaßt worden war und jetzt in der Schweiz im Gefängnis saß. Die Blamage der Reichspolizei war stark. Wohlgemuth saß fest, und die Untersuchung ging ihren Gang. Bismarck tobte auf die Bundesbehörde in Bern ein. Wohl nie waren die Dräfte zwischen Berlin, Bern, Basel und Zürich so beschäftigt wie in jenen Tagen.

In dieser Zeit stürmte Polizeihauptmann Fischer in heftiger Erregung in mein Ladenlokal. „Himmelsakrament,“ schrie er, „seht gilt's Ernst. Der Bismarck tobt wie a wüetiger Schttr und will sis an de Ehre. I glaub, er will bigott der Schwyz den Krieg erkläre.“ Dann hielt er inne, heftete seine Blicke auf mich und fuhr fort: „Zawohl, der Bismarck behauptet, Sie lassen de „Sozialdemokrat“ hier drucke und spediere das Blatt nach Deutschland. Isch das wahr?“ Ich verneinte. „So, das müsse Sie nachweise könne, mer komme wieder.“ Dann ging er. Ich wußte nun allerdings, was zu tun nötig war!

Schon in einer halben Stunde kam er wieder in Begleitung des Bundesanwaltes Dr. Tragler. Bei der Hausfuchung interessierten sie sich wenig für das Wücher- und Broschürenlager, aber sie sahen 150 bis 200 Exemplare von jeder Nummer des Blattes schön aufgestapelt daliegen. „Die sind für den Handverkauf und zur Nachlieferung an Schweizer Abonnenten,“ sagte ich. Mit ernster Miene wandte sich der Hauptmann an den Bundesanwalt: „Zuege Sie, Herr Doktor, isch ja klar, wenn der Wölli de „Sozialdemokrat“ nach Ditschland sende tät, no würde die Blätter nit dallege.“ Dem Anwalt konnte ich aber nicht anmerken, was er zu diesem „schlagenden“ Argument innerlich meinte.

Nun mußte ich mit zur Post. Dort hatte man ein Duzend Kreuzbandpakete mit fast 1800 Exemplaren des von London angelangten

„Sozialdemokrat“ festgehalten. Es wurde gezählt und dann an der Hand meiner Expeditionsliste festgestellt, daß ich die Anzahl für die Abonnenten in der Schweiz gebrauche. Ein übereifriger Postbeamter machte dann noch besonders darauf aufmerksam, daß einige Pakete Exemplare von dünnerem und leichterem Papier enthielten, das könnte eine Bedeutung haben. Ich sagte, da wäre wohl während dem Druck die Papiersorte ausgegangen und eine andere leichte zur Verwendung gekommen. Der Beamte wollte sich damit nicht zufrieden geben, der Hauptmann schnitt ihm aber das Wort ab: „Das kommt vor. Jetzt werden die Umschläge samt Marken nach Bern gesandt, und dann soll der Chaibe-Bismarck noch emol behaupten, der Sozialdemokrat wird nit in London druckt!“ Ich dachte, so, das wißt ihr jetzt, wie es aber um Herstellung und Transit des Gros der deutschen Auflage bestellt ist, das geht weder euch noch den Bismarck etwas an. Zum Schluß wurde mein Kassa- und das Expeditionsbuch mitgenommen, ich noch einige Male vernommen, dann hatte ich Ruhe.

Der Krieg wurde zwar der Schweiz nicht erklärt, aber der Niederlassungsvertrag gekündigt. Der neue Vertrag stellte die Deutschen in dem „Wilden Lande“ unter schwere Schriften- und Summungskontrolle der deutschen Gesandtschaft in Bern. Diese Maßregel besteht zum Teil auch heute noch.

Am 30. April 1889 wurde Wohlgemuth aus der Eidgenossenschaft ausgewiesen und am 1. Mai in Freiheit gesetzt. Zur Befristung des gewaltigen Kanzlers wurde der Genosse Balthasar Duh vom Bundesrat gleichfalls aus dem Lande gewiesen. Er ging nach Amerika. Auch meine Ausweisung wurde in Erwägung gezogen. Sie unterblieb aber, da Freund Wulfschlager sich als den Vermittler zwischen Duh und Wohlgemuth bezeichnete.

Der Bundesrat erbat sich von unseren Vertrauten alle auf die Spitzeleien bezüglichen Materialien. Im „Sozialdemokrat“ wurde aber erklärt: Da man keine Gewähr über die Behandlung derselben hat und die Materialien aus der Schröder-Haupt-Ehrenberg-Sache nicht zurückgegeben worden sind, so wollen wir die Sachen lieber behalten.

Wir verspürten bald, daß die eidgenössische politische Polizei sich rechtlich Mühe gab, unsere Schritte zu bewachen. Ungeschicklichkeiten und Unvorsichtigkeiten russischer und polnischer Genossen erbitterten die Polizeibehörden. Nun suchten manche Elemente ihr Mätschen an uns zu kühlen. Zweimal wurde mir nachts die Firmentafel abgerissen, die Türen und Schaufenster beschmutzt.

Als dann die unselige und so unglücklich verkaufene Bombenprobieraffäre der Polen Brinckstein und Demsky auf dem Zürichberg

sich abgespielt hatte, wurde die politische Polizei immer erregter und eifriger. Obwohl wir mit diesen Dingen nichts zu tun hatten, hielt man uns doch als Verbündete und Helfer. An Sonzett, als Firmenträger unseres Geschäftes, ergingen allerlei Anfragen und Warnungen. Unser Schriftenlager war nicht mehr sicher. Wir brachten sie auf den Speicherräumen der Freunde Karl Birckli und Reinhold Kriegg unter. Diese und eine Anzahl Demokraten waren immer bereit, uns zur Seite zu stehen. — Heute sollen sich die Demokraten dort anders entwickelt haben, erzählte mir vor kurzem mein Züricher Freund Manz. — Lange hatten wir die Hilfe nicht mehr nötig. Die Reichstagswahlen von 1890 säuberten den fauligen Sumpf im Reiche. Das Ausnahmegesetz vermochte sich nicht mehr länger aufrechtzuerhalten. Wir aber standen noch unentwegt auf dem Plan. Der Stab in London gab bekannt, daß das Blatt seinen Zweck erfüllt habe und am 1. Oktober 1890 sein Erscheinen einstelle. Die Partei werde sich auf den Boden der Rechtsgleichheit stellen.

Was an Opfermut, Uneigennützigkeit, Familienglück und Gesundheit von den Parteigenossen und Genossinnen in dieser Periode zur Befreiung der Arbeiterklasse dargebracht wurde, kann ich hier nicht schildern. Goffen wir, solche Zeiten nicht wieder zu erleben. Sollte die Not es aber je erfordern, werden auch die neuen Generationen es lernen, ihre Waffen zu führen. Über die Vertiefung und Weiterentwicklung des Sozialismus während jener Zeit zu reden, ist hier nicht der Ort. Daß die Sammlung nach der ersten Verstärkung, der fortgesetzte Zusammenschluß und die Aktionsfähigkeit der Partei durch die „Rote Post“ gefördert und aufrechterhalten wurde, dürfte allgemein anerkannt sein!

Wir traten in Liquidation. Den größeren Teil der Schriftenvorräte packte ich in Kisten und Ballen zur Versendung nach Stuttgart. Das Geschäft und den Rest der Schriften veräußerten wir an den schweizerischen Grütliverein. Dieser eröffnete dann die Buchhandlung des Grütlivereins. Heinrich Scherrer, der damalige Vereinspräsident, und Hermann Greulich, mit denen ich den Vertrag abschloß, wollten, daß ich die Geschäftsführung weiter übernehme. Genosse Bebel, der gerade anwesend war, riet mir ab, ebenso von der Wiederaufnahme meines früheren Berufs. „Wollten Sie nicht nach Deutschland?“ fragte er mich. „Recht gern,“ gab ich zur Antwort. Er verabschiedete sich mit den Worten: „Sie werden dann von mir hören.“ Es dauerte auch nicht lange und ich hörte etwas. Freund Diez in Stuttgart lud mich ein, am 1. Oktober 1890 in seine Firma einzutreten. Sein Antrag erfreute mich, und er fügte noch bei, man müsse den versprengten Gliedern vom „Sozialdemokrat“, soweit sie zurückkehren könnten, Heimat und Bürgerrecht verschaffen.

Auch Freund Mutenrieth in Offenburg hatte gelegentlich einer Schweizerreise mit mir verhandelt, mich in Offenburg zur Assistenz des Genossen Adolf Gert niederzulassen.

Am 26. und 27. September funktionierte zum letztenmal die „Rote Post“. Nummer 89 des „Sozialdemokrat“ wurde noch ins Reich gepackt. Postillon Motteler ließ in dieser Nummer zum Abschied noch einmal seine Weisen erklingen, dann schwieg das rote Posthorn für immer. Ich machte mein „Testament“ und sandte es zur Liquidation nach London.

Am Sonntag darauf feierte man im Vereinshaus des Deutschen Arbeitervereins meinen Abschied. Alle Genossen, die so wacker geholfen hatten, waren da. Zum letztenmal drückte ich meinen Freunden Emil Baeß, Ludwig Witt, Karl Manz und anderen die Hände. Dann fuhr ich unserem langjährigen Stützpunkt Emmishofen zu. Dort blieb meine Familie bei Freund Hansen-Gaug, bis ich in Stuttgart Quartier gemacht hatte. Hans Arnold brachte mich in Konstanz zur Bahn. Ich war schon im Coupé, da stürzte ein Gendarm den Zug entlang. Er riß meine Tür auf und starrte böse herein. Ich sah, wie Arnold erblaßte und erschrak selbst. Da fuhr die Tür wieder heftig zu, und ich fuhr ohne weitere Störungen dem Schwarzwald zu. Dort traf ich die helfenden Freunde, auch „Leberstrumpf“, der eben mit dem „Doktorholzer“ begann, war aus Straßburg da. Nur Freund Adolphus fehlte; der saß wieder einmal auf dem „Graben“. Als ich auf das Kastell zukam, fand ich das Flügeltor weit aufgesperrt.

Ginten im Hofe sah ich seinen Vockentopf, er fütterte und tränkte friedlich sein „Voll“, die Kaninchen, Gekleien, Tauben und noch anderes Gekier. Ich sagte verwundert: „Du bist ja ein in Freiheit Gefangener!“ Da lachte er: „Das ist den Herrschaften hier anfangs gleich. Sie denken sich, ich richte hier drinnen oder draußen gleich viel Unheil an!“

Meinen Verwandten im nahen Nebgebirge machte ich dann auch einen Besuch. Diese waren nicht wenig erstaunt, mich frisch und munter und auch äußerlich in anständiger Aufmachung so unvermutet zu sehen. Von dem braven und guten, aber auch redseligen Bürgermeister hatten sie gehört, daß ich weit hinten im östereichischen irgendwo „sihe“ und ein solch rabiaten Revolutionser sei, daß man mich wohl meiner Lebtag nimmer raus lassen! Nun freuten sie sich doch über den respektabel aussehenden Beter, und eines der Mädchen meinte: „Gel, Mutter, i hab' doch recht, wenn i als sag', d' Sozi sin au Büt wie d' anderi.“

Bei einem der Beteren fand ich die Pforte verschlossen. „Klopp' nur festht dran, er isch do un würd schloße,“ rief mir sein Nachbar

zu. Den Rat befolgte ich. Bald öffnete sich ein Fensterflügel, und die lange hagere Gestalt des Veters beugte sich heraus.

Göllich begrüßte ich ihn als Vetter. Mißtrauisch betrachtete er mich und begann also zu fragen: „Wer isch m'r (man)?“ Ich stellte mich vor. Dann: „Was isch m'r?“ und weiter: „Wo isch m'r, was treibt m'r und wo geht m'r hin?“ Als er nach bestandenen Examen wohl den Eindruck hatte, daß ich kein aus der Fremde kommender verlumpter Hampert (Handwerksgefelle), der ihn anbetteln wolle, sei, schwand das Mißtrauen auf dem Gesicht, und nun ließ er sich also vernehmen: „M'r kann rinkomme.“ Das verwandtschaftliche Du fand er aber erst, als wir bei einem Krüglein Klingelberger saßen.

Aus den Neben kam nunmehr seine Frau. Es war die vierte. Der sah ich sofort an, daß sie resolut war und über guten Humor verfügte. Ich schilderte ihr mein soeben bestandenes Examen. „Ja weisch, Alter,“ meinte sie, ihn etwas boshaft ansehend, „düs isch der Schwestersohn von diner Erschte, wo leider viel z'früh in de Wingarte hät müesse, aber us der Art isch er nit geschlagen! Du häsch freilich nit könne as spiele, bankettiere, d' Kameraden verschlage, Prozeß führe und d' Wiber uf de Kirchhof ärgere, aber do tue i nit mit.“ „Und ich tät's au nit lide,“ ließ sich die helle Stimme des inzwischen hereingekommenen Sohnes vernehmen. Ich nahm Abschied und freute mich, daß die längst tote Tante ihre Anerkennung gefunden und der Sohn auch nicht aus der Art geschlagen hatte.

In der gleichen Nacht fuhr ich noch nach Stuttgart. Lauseher war aus London schon angelangt und erwartete mich mit Wäfler am Bahnhof. Jetzt hielten auch Richard Fischer und Joos ihre Heimkehr nach Berlin und Gotha. Die Freunde Motteler, Bernsteins und Schlüter durften diesen Schritt nicht wagen und blieben noch im Exil. Anderntags suchte ich das Geschäft in der Furtbachstraße auf. Genosse Diez empfing mich lebenswürdig und machte mich mit meiner künftigen Tätigkeit vertraut. „Es ist Ihnen wohl nicht allzu gut ergangen die Zeit,“ meinte er, „nun darf es auch einmal besser gehen.“

Nach einigen Tagen wurde Lauseher verhaftet, dann gegen Kaution auf freiem Fuß gelassen und später das Verfahren eingestellt. Und wieder nach etlichen Tagen kam von der Bahn die Mitteilung, daß die Kisten und Ballen aus Zürich angelangt wären und auf dem Postamt der Revision harreten. „Da wissen Sie ja am besten Bescheid,“ sagte Diez zu mir, „gehen Sie selbst hin.“

Dort öffnete ich eine Anzahl der Kollis. Ein Zöllner studierte die Titel der Bücher und Broschüren. Da wurde sein Gesicht sehr bedenklich. Endlich sagte er: „Ja, geht denn das, es sind doch verbotene Sachen?“

„Ich denke schon,“ erwiderte ich. Er aber holte einen höheren Zöllner. Der machte es gerade so und holte am Ende in seiner Ratlosigkeit einen noch höheren Zöllner herbei.

Mittlerweile hatte sich eine Anzahl Unterbeamte angesammelt. Sie lenkten ihre Blicke sehr verlangend auf meine Schätze. Diesen Blicken konnte ich nicht widerstehen, und ich begann, jedem ein Büchlein zu schenken.

Da kam der höchste Zöllner, legte sein Gesicht ebenfalls in Falten, betrachtete traurig seine Unterkollegen und erklärte schließlich nach einem tiefen Seufzer: „Do kann mer nig mehr mache. S' Gsch isch gschalle.“

